

FLORÉAL

REVUE LIBRE D'ART & DE LITTÉ-
RATURE. — FREIE RUNDSCHAU
FÜR KUNST UND LITTERATUR

Franz Clement — René Engelmann
Eugène Forman — Joseph Hansen — Paul Lévy
Marcel Noppeney — Paul Palgen
Paul Reiser — J.-J. Van Dooren — Batty Weber
Nicolas Welter

N° 2

21 V 1907

LUXEMBOURG

JOSEPH BEFFORT
IMPRIMEUR

FLORÉAL

SOMMAIRE DU N° 2.

INHALTSANGABE VON N° 2.

FRANZ CLEMENT:	<i>Über Richard Dehmel</i>	Seite 97
JOSEPH HANSEN:	<i>Lourdes dans les romans de Zola et d'Huysmans</i>	Page 101
NICOLAUS WELTER:	<i>Gedichte</i> { <i>Danksagung</i>	Seite 119
	{ <i>Heimliches Lieben.</i>	Seite 120
MARCEL NOPPENNEY:	<i>Poèmes</i> { <i>La voix dans l'ombre</i>	Page 121
	{ <i>Passionnément.</i>	Page 123
FRANZ CLEMENT:	<i>Die Thörin</i>	Seite 124
MARCEL NOPPENNEY:	<i>Marginales</i>	Page 128
BATTY WEBER:	<i>Ein- und Ausfälle</i>	Seite 130
PAUL PALGEN:	<i>Poèmes</i> { <i>Vos yeux</i>	Page 132
	{ <i>Le rêve</i>	Page 133
EUGÈNE FORMAN:	<i>Puckis Erdenfahrt</i> (Roman). III. Pucki macht Bekanntschaft mit Lampe- duse.....	Seite 134
J.-J. VAN DOOREN:	<i>Les heures vaines</i> (Poésie)..	Page 140
BATTY WEBER:	<i>Tony Türmer</i> , Nouvelle II.....	Seite 141
PAUL LÉVY:	<i>Taitbout! Passy! Hôtel de Ville!</i> ..	Page 151
FRANZ CLEMENT:	<i>Zwei Tage</i> (Gedicht).....	Seite 156
PAUL REISER:	<i>Vers le pays du rêve</i> (Poésie).....	Page 157
RENÉ ENGELMANN:	<i>Ein luxemburgisches Wörterbuch</i> .	Seite 158
JOSEPH HANSEN:	<i>Un écrivain catholique: Joris-Karl Huysmans</i>	Seite 165
FRANZ CLEMENT:	<i>Deutsche Litteratur</i> (Monatsrundschau)	Seite 169
MARCEL NOPPENNEY:	<i>Revue critique et bibliographique</i> ..	Page 172

Les manuscrits non insérés ne sont rendus que sur demande expresse de l'expéditeur, accompagnée des frais de port.

Unverlangte Manuskripte werden nur zurückerstattet, wenn Rückporto beiliegt.

Supplément au numéro de mai de „FLORÉAL“.

FLORÉAL.



M

L'éditeur de «FLORÉAL» vous prie de bien vouloir lui faire parvenir par mandat postal ou directement à l'expédition et avant le 5 juin, le montant de votre abonnement à la revue. A partir de cette date il se permettra de le faire prélever par la poste.

L'éditeur de „FLORÉAL“

Abonnement: 10 frs. l'an.

5 frs. pour 6 mois.

3 frs. pour 3 mois.

Joseph BEFFORT,

3, Place d'Armes

LUXEMBOURG.

P.P.

Der Verlag des «FLORÉAL» bittet Sie ergebenst, vor dem 5. Juni an die unterzeichnete Adresse den Betrag Ihres Abonnementes auf die Monatsschrift durch Postmandat oder durch direkte Zahlung gelangen zu lassen. Von da ab wird der unterzeichnete Verlag sich erlauben, den fälligen Betrag durch die Post einzuziehen.

Abonnementspreis:

10 Fr. pro Jahr.

5 Fr. pro Halbjahr.

3 Fr. pro Vierteljahr.

Der Verlag des „FLORÉAL“

Joseph BEFFORT,

3, Paradeplatz

LUXEMBURG.

Les Hôtels recommandés.

LUXEMBOURG-VILLE

Grand Hôtel Brasseur — Beyens-Wehrli, propr
Hôtel de l'Ancre d'or — Angelsberg, Propriétaire
Hôtel Niedner, Place d'Armes — Niedner, Propr.

BEAUFORT (Petite Suisse luxembourgeoise)

Hôtel Bleser — J. Bleser, Propriétaire.

DIEKIRCH

Hôtel des Ardennes — M^{me} Nelles-Heck, Propriét.
Hôtel du Midi — Kohn frères, Propriétaires.

MONDORF-LES-BAINS

Grand Hôtel de l'Europe — M^{me} Diderrich, Prop.

Restaurants recommandés.

Au petit Duval — Boulevard du Viaduc.
Restaurant Niedner — Place d'Armes.

Les Cafés recommandés.

LUXEMBOURG

Café Amberg — Rue de la Porte-Neuve.
Café du Commerce — Place d'Armes.
Café Français — Place d'Armes.

DIEKIRCH

Café de l'Esplanade — Esplanade.

Automobilisme.

LUXEMBOURG

Grand Garage — Boulevard Royal. Téléphone 23.
Georges Saur, Ing. des Arts et Manufactures, Propriétaire.



Nach Vorschrift
des berühmten
**Doctor
Boerhaave**
bereitet
ist

**BUFF'S
BITTER**

der beste
der Welt!

Alleiniger Fabrikant
Ludwig Buff Nachfg.
Echternach
Überall zu haben.

LUCIEN CAHEN

GRAND'RUE LUXEMBOURG GRAND'RUE

Grand
choix de **CIGARES**

DE TOUTE PROVENANCE

BOCK — HENRI CLAY — LOPEZ — EDEN —
ALBUERNE — HAMBURGS STOLZ — DIPLOMATOS

CIGARETTES © LÆWES PIPES © TABACS FINS

EN VENTE

à la **librairie Bück**, rue du Curé, Luxembourg, tous
les ouvrages mentionnés dans „Floréal.“

Alle in „Floreal“ erwähnten Bücher sind zu haben
in der **Hofbuchhandlung Bück**, Pastorstrasse.

ÜBER RICHARD DEHMEL.¹⁾

Man soll nicht müde werden, auf Richard Dehmel hinzuweisen. Gewiß nicht! Aber der Leser, der diese immer wiederholten Hinweise liest, nimmt sich das Recht, zu sagen, daß für ihn, für seinen Laiengeist, viel nützlichere Arbeit verrichtet würde, wenn die kritischen Wortführer, anstatt des ewigen Schwärmens, ein paar leicht eingängliche Sätze niederschreiben würden, die ihn, – den Leser – nach dem Genuß nicht nur dürsten machten, die ihm vor allem das Verständnis erleichterten. Ich möchte auf ein paar Seiten das für Dehmel tun. Also!

Was haben wir an Dehmel, dem Menschen? Daß wir überhaupt etwas an ihm haben, kann ernstlich nicht mehr bestritten werden. Aber was? Dehmel hat die drei größten Probleme unser Zeit nicht nur erkannt und sich mit ihnen auseinandergesetzt; er hat sie in

¹⁾ Diese kleine Studie – wir können besser sagen dieser Werberuf – ist die erste in einer Reihe von kurzen, eindringlich gehaltenen Hinweisen auf die stärksten, für das dichterische Suchen unserer Zeit charakteristischsten Persönlichkeiten der modernen deutschen und französischen Litteratur. Diese Reihe dürfte am besten unter „künstlerische Erziehung“ rubriziert werden; sie soll den Sinn für die eigenartigen Menschen und Dichter einstellen, von denen wir an dieser Stelle reden und reden lassen.

D. R.

ihrer furchtbaren Realität durchlebt, und er selbst ist in seiner gesamten Persönlichkeit schon eine Art Lösung derselben. Als die drei Probleme erkenne ich zuerst den Gegensatz zwischen der schroffen Persönlichkeit und deren Ausleben einerseits, der Harmonie des Alls und der Menschheit andererseits; das zweite resultiert aus dem ersten: es ist das unabweisbare Bestreben nach Umwertung der überkommenen Lebensformeln; das dritte ist ein tieferes, aber ungebundenes Verhältnis der beiden Geschlechter. Dehmel hat diese Antagonismen durchlebt, sage ich. Das will heißen: Seine gewaltsame, an allen möglichen Energien reiche Natur ist durch alle die Verfehlungen durchgegangen, die immer notwendig sind, um die seelischen Bedürfnisse einer veränderten Zeit zu erkennen. Er war zuerst trübe und ist in seinem letzten Werk, dem „Roman in Romanzen“, erhebend hell und sicher geworden.

Eine Seele, die solchen Inhalt trägt, muß nicht durchaus in einem Dichter wohnen. Wir beobachten einen ähnlichen Prozeß in dem letzten der großen schöpferischen Denker, in Friedrich Nietzsche. Dehmel ist Dichter, großer Dichter, neuartiger Dichter, Lyriker mit starkem epischen Einschlag, mit der Gabe überwältigender Vision. Seine Leidenschaft wäre stark genug, um auch ohne die abgeklärte — in seinen Jugendwerken noch unabgeklärte — künstlerische Formgebung zu fesseln und zu wirken. Die Kraft der Anschauung hat ihn zum Künstler gemacht; sie steht ihm so hoch,

daß kein untergeordnetes formales Bedenken ihn in der Aeüßerung derselben aufhält. Daher seine Schroffheit für die Uneingeweihten; er sieht und fühlt so scharf und innig, daß viele Arme, die ihn zuerst lesen, ihm mit ihren stumpfen, verzogenen Sinnen nicht nachkommen. So bekam er das Brandmal eines „Unverständlichen“, eines Kuriosums, eines Stücktalents. Und er hat heute die Genugtuung, zu konstatieren, wie er eine ganze Generation sehen und fühlen gelehrt, *anders* sehen und fühlen gelehrt.

Dehmel schwelgt nicht in sogenannten Stimmungen; sie bedeuten ihm wenig; er schafft sie, soweit er sie nötig hat, mit einigen markigen Zügen; seine Hauptsorge als Dichter ist die Offenbarung der höchsten menschlichen Leiden und Ziele aus seiner eigenen Menschheit heraus. Er ist von vielen immer mit dem Wörtlein: „Pardon“ eingeführt worden; man sah in ihm einen Kranken. Der Maßstab „Gesund oder Krank“ ist kein ästhetischer; und wenn er es wäre, dann begreift es sich nicht, wie man die Urgesundheit Dehmels krank nennen konnte. Kurzum: Dehmels Dichterwerk ist die Entwicklungsgeschichte eines typischen modernen Menschen seltener Prägung, festgehalten und wirksamer zu Sinn gebracht durch eine rein künstlerische Kraft, die sehr neuartig aber unzweideutig sich äußert. Man muß um Dehmel freien — oft Jahre lang, aber man geht, wenn man ihn einmal gewonnen hat, sicher sobald nicht mehr eine geistige Ehe ein, von der man mehr hat.

Ich gebe zur Probe einige für seine Art der Vision typische Strophen aus Anno Domini 1812:

Ueber Russlands Leichenwüstenei
faltet hoch die Nacht die blassen Hände;
funkeläugig durch die weisse, weite,
kalte Stille starrt die Nacht und lauscht.
Schrill kommt ein Geläute.

Dumpf ein Stampfen von Hufen, fahl flatternder Reif;
ein Schlitten knirscht, die Kufe pflügt
stiebende Furchen, die Peitsche pfeift,
es dampfen die Pferde, Atem fliegt,
flimmernd zittern die Birken¹⁾

Ich muß mir weitere Beispiele versagen und kann hiermit nur eine Seite zeigen. Dehmel hat aber so viele Seiten wie das menschliche Leben, und um zum Leben ein Verhältnis zu gewinnen, kann man sich eben keinen zweckmäßigeren Lyriker denken als Dehmel.

FRANZ CLEMENT.

¹⁾ Wem meine Worte und vielmehr noch des Dichters Worte Lust zu Weiterem geben, der kaufe sich für den kleinen Preis von etwa 3 Mk. Dehmels „Ausgewählte Gedichte“, erschienen bei Schuster und Löffler in Berlin; wie ich in No 1 des „Floreal“ angezeigt, erscheint von ihm eben die Gesamtausgabe.

LOURDES

DANS LES ROMANS DE ZOLA ET D'HUYSMANS.

C'est M. Huysmans lui-même qui, par les rappels réitérés qu'il fait du nom de Zola dans ses *Foules de Lourdes*, nous engage à rouvrir le célèbre roman de l'auteur des *Trois Villes* et à le comparer au livre retentissant que son ancien disciple vient de consacrer au même sujet. M. Huysmans se fait un malin plaisir de relever les erreurs auxquelles la hâte de sa documentation, l'envolée lyrique de son imagination et ses préventions de rationaliste endurci devaient nécessairement exposer Zola. Il n'entre point dans nos intentions d'examiner les points de litige et de nous prononcer pour l'un ou pour l'autre des deux pèlerins de Lourdes.¹⁾

¹⁾ Une observation cependant s'impose. On sait qu'avant *Lourdes* le sujet d'un autre roman avait été repris par un disciple de Zola, le sujet de la *Débâcle*. Or, les frères Margueritte, les auteurs du *Désastre*, dont personne n'a jamais mis en doute la scrupuleuse documentation, ont toujours chaleureusement pris la défense de Zola contre ceux qui l'accusaient de précipitation ou de parti pris dans son information et lui ont apporté, sous ce rapport, une précieuse caution. „Hélas, disent-ils, nous aussi, après lui, nous avons voulu repasser par ce sanglant chemin de 1870, jalonné de nos morts... Et nous pûmes nous convaincre, en contrôlant historiens, faits, détails, souvenirs, témoins, de quelle scrupuleuse vérité, de quelle exacte et sévère documentation témoignait pour le romancier méconnu ce livre douloureux mais probe: *La Débâcle*.“

Qu'il nous suffise, dans cette étude purement littéraire, de noter fidèlement la vision différente que nous donnent les deux livres de cette ville exceptionnelle, de son aspect pittoresque autant que de son atmosphère morale, les inspirations qu'y ont puisées les deux écrivains, les émotions qu'ils y ont ressenties et le contre-coup qu'en a reçu leur vie sentimentale et intellectuelle.

Dans quel état d'esprit et à quel moment de leur évolution les deux romanciers ont-ils entrepris leur pèlerinage à Lourdes? Zola venait d'achever l'immense enquête sociale poursuivie à travers les vingt romans qui composent le cycle des *Rougon-Macquart*. De sincères admirateurs du maître y avaient vu une grandiose, mais sombre épopée, conçue dans un parti pris pessimiste par un misanthrope morose et désespéré. C'est que Zola n'avait pas voulu encore se départir de son impassibilité de savant, de son attitude impersonnelle de démonstrateur. Mais dès le *Docteur Pascal* il brûlait d'impatience de construire après avoir démolì et d'évoquer, au milieu de la poussière de plâtre qui monte des décombres, la vision de la république idéale, de la cité de Dieu. Comme le Dante il n'était descendu dans les sept cercles de l'enfer social que dans l'espoir de pouvoir remonter un jour vers le ciel et d'en saluer la joyeuse illumination. Il lui tardait de répondre par un hymne de foi et de confiance optimiste à l'immense sanglot des êtres et des choses qui montait de son oeuvre. Mais où chercherait-il l'aliment capable de

rassasier l'humanité affamée d'illusion et d'espoir? Cette recherche n'était-elle pas superflue? Les déshérités de ce monde n'avaient-ils pas trouvé de tout temps le réconfort qu'il leur fallait dans l'aliment du divin, le festin du merveilleux et de la chimère que la religion leur sert depuis des siècles? Le Dieu du christianisme n'étend-il pas sa main invisible et secourable pour panser l'éternelle plaie humaine? Pourquoi chercher une échappée de lumière dans la nuit qui pèse sur la morne existence des damnés de la terre, quand Dieu lui-même ouvre des coins de ciel à coup de miracles et que la grotte flamboyante de Lourdes luit à l'horizon comme un phare de délivrance? A Lourdes, le surnaturel cesse d'être invisible. Incarné, pour ainsi dire, dans tous ces incurables soudainement guéris, il devient matériel et palpable; on peut l'y saisir corps à corps. Lourdes était donc la première étape où Zola, en quête de la vérité, devait s'arrêter.

Huysmans vient à Lourdes avec de tout autres préoccupations. Il prétend, à vrai dire, que c'est malgré lui qu'il y a été conduit. „Si quelqu'un, dit-il, n'a jamais été stimulé par le désir de voir Lourdes, c'est bien moi. D'abord, je n'aime pas les foules qui processionnent, en bramant des cantiques . . . Ensuite, je ne tiens pas à voir des miracles; je sais très bien que la Vierge peut en faire à Lourdes ou autre part; ma foi ne repose ni sur ma raison, ni sur les perceptions plus ou moins certaines de mes sens.“ Et pourtant, pour quiconque

a suivi l'évolution d'Huysmans et les progrès de sa conversion, il n'y a rien de surprenant dans le séjour prolongé qu'il fit à Lourdes. Tandis que Zola s'est laissé entraîner par le grand courant du siècle, Huysmans, toujours appliqué à nous étonner par des excentricités imprévues, a évolué „à rebours“, selon le titre du plus caractéristique de ses romans. Zola glorifie la vie et entreprend de fonder la cité de l'avenir; Huysmans se retire, parmi les morts, dans la Cité du passé: il se fait oblat. Mais sa conversion au catholicisme ne change rien à sa disposition sentimentale. La recherche de l'étrange et de l'anormal qui, dans la première période de sa carrière, lui avait fait peindre le monde comme une gargote immense et nauséabonde, et qui, un instant, l'avait fait hésiter sur le seuil des sanctuaires immondes du sadisme et du satanisme, ces variétés monstrueuses de la religiosité: cette recherche perverse reste son unique raison de vivre. Catholique, il le sera non seulement avec une entière sincérité, mais avec une farouche intransigeance. Fi donc de ce catholicisme rationaliste qui a peur de choquer le bon sens du bourgeois par des miracles, qui réduit le christianisme à une morale de pauvres hères et accommode ses doctrines aux opinions de la classe moyenne; de cette religion raisonnable et opportuniste qu'essaient d'inaugurer certains évêques „apprivoisés et chaponnés dans les cages des cultes et dont s'éprennent dans les séminaires les nouvelles générations d'élèves“. La foi

d'Huysmans ne sera pas entachée d'hérésie, certes. Mais une fois entré dans la voie de l'absurde, il ne s'arrêtera pas à mi-chemin, et, en sondant les mystères de la religion, il s'attachera à tout ce qu'il y a de plus extravagant et de plus impossible. La vérité, pour lui, — n'en déplaît à quelques „soutaniers“ à l'âme émasculée et pusillanime qui, pour mieux allécher les âmes dans leur bercail, tempèrent les exigences de la foi et abaissent le niveau des commandement divins — la vérité, elle est dans le mysticisme halluciné et la sublime folie des foules de Lourdes. Et voilà ce qui l'attire vers la ville pyrénéenne.

Dans les deux livres, la question, du miracle occupera donc le premier plan. Elle nous intéresse peu cependant. On sent trop bien que les opinions des deux écrivains, avant leur départ pour Lourdes, étaient fermement arrêtées, que leur siège était établi. Si Zola est l'adversaire résolu du surnaturel et ne voit dans les miracles, c. à. d. dans ces petits accrocs faits arbitrairement dans la trame des événements, des jeux dignes tout au plus d'un génie de conte de fées, Huysmans se pose, non moins sereinement, en contempteur de la raison, pour lequel la réalité n'est qu'un torrent de vaines apparences et un revêtement symbolique du surnaturel. Au moment où l'abbé Pierre Froment, le héros du roman de Zola, se décide à accompagner à Lourdes son amie d'enfance, Marie de Guersaint, malade et paralytique, clouée vivante dans son petit chariot

comme dans un cercueil, il savait d'avance comment le miracle se produirait. La guérison — un médecin le lui avait assuré — viendrait subitement, sous le coup de fouet d'une violente émotion, dans un sursaut d'hosanna et un réveil de tout son être, tandis que le mal, ce mauvais poids diabolique qui étouffait la jeune fille, remonterait une dernière fois et s'échapperait, comme s'il lui sortait par la bouche. Le pronostic s'est réalisé de point en point. Secouée par l'exaltation surhumaine de la foule qui était devenue „un agent de souveraine volonté“ violentant le ciel et forçant la matière à obéir,¹⁾ ravi à la terre par un élancement de tout son être, au passage du St. Sacrement, Marie se sent frappée tout à coup d'un éclair; elle repousse sa couverture et son chariot et pousse le cri d'allégresse: „Je suis guérie! je suis guérie!“

¹⁾ Huysmans raille cette explication du miracle par »le souffle guérisseur des foules“, par „la suggestion des bruyantes multitudes“ qui a tant frappé Zola. Il faudrait, en effet — nous en convenons — une contre-épreuve; il faudrait prouver que les miracles cessent quand le vertige contagieux des foules n'aide plus à la guérison. Or, c'est Huysmans lui-même qui fournit cette contre-épreuve, et elle est des plus concluantes. Il note le lamentable effet que produit le spectacle de la procession du St Sacrement par une après-midi où Lourdes est quasi vide. „Il me semble que j'assiste à la mesquine répétition d'un grand drame; cette réduction quasi taciturne d'immenses processions où rugissaient les foules, suscite la pitié; personne ne prie avec entrain et les grabataires déconcertés ne paraissent plus compter sur leur guérison. Aucun qui se torde devant l'ostensoir et qui le supplie. Tous baissent la tête, alors que les cris de Babel meurent sans écho sur l'esplanade et dans les monts.“

Huysmans affirme avec une farouche énergie les apparitions et les miracles. Il y a quelque incohérence, à vrai dire, dans ses véhémentes attestations. Tantôt il nous déclare que sa foi ne repose ni sur sa raison ni sur la perception de ses sens, qu'elle relève d'une assurance acquise par des preuves internes. Tantôt, au contraire, sa foi se fait soupçonneuse et le pousse à se livrer à des recherches minutieuses, à démontrer par des preuves externes la réalité des miracles. Dans les recherches qu'il fait sur les „antécédents“ de Lourdes et dont il résulte que l'apparition de 1858 ne fut „qu'un succédané de manifestations plus anciennes“, Huysmans procède si bien en homme de science qu'on a quelque peine à croire à ses intentions apologétiques et qu'on se demande s'il n'y a pas plus de mystification que de mysticité dans l'affirmation par laquelle débute le premier chapitre: „Les apparitions de la Sainte Vierge à notre époque n'ont rien qui puisse surprendre.“ Son argumentation est toujours faite, d'ailleurs, sur un ton si hargneux et si agressif qu'on se persuade bientôt que toute son apologie du miracle lui a été dictée par l'esprit de contradiction, par le plaisir de railler les esprits forts, tous „ces caciques de la psychiâtrie et ces barbaques entendus, qui, ne pouvant rien expliquer, classent sous l'étiquette de l'autosuggestion ou de la démence, les phénomènes de la vie divine qu'ils ignorent.“ Ah, les belles nasardes qui, à Lourdes, sont infligées tous les jours à l'hygiène, les fameux camou-

flets que reçoit la médecine et surtout la théorie microbienne! „Le miracle permanent de Lourdes est là; on jette dans des récipients contaminés des malades, sans attendre qu'ils aient achevé la digestion de leur repas; on trempe jusqu'au cou des femmes, à des époques où le plus élémentaire bon sens défend à une femme de prendre un bain, . . . et personne n'est frappé de congestion, personne ne se ressent du saisissement glacé du bain et du manque d'essuyage¹).“ Comme il apparaît bien, après cela, que la mystique est la seule „science résolument exacte“! Et voilà Huysmans appliquant toute sa sagacité à résoudre les problèmes les plus épineux de la dialectique du surnaturel. Comment s'expliquer le miracle accordé d'une main et retiré de l'autre, le cas, p. ex., d'un enfant guéri aujourd'hui miraculeusement et retombant demain plus malade qu'auparavant? Pourquoi le miracle le plus éclatant, „le plus clair qu'il ait été donné à l'homme de palper et de voir,“ — il s'agit du fameux miracle d'Oastakker en Belgique — a-t-il eu lieu, non à Lourdes même, mais dans une de ses succursales? Quand on voit Huysmans s'étendre sur ces questions et d'autre analogues en des pages entières, quand on le voit se battre

¹) On sait que Zola aussi avait été frappé de ce manque de précaution dans les piscines, qui sont à certains moments de véritables bouillons de microbes, et comment il a essayé d'expliquer cette prétendue „impunité“ dont semblent jouir les eaux de la grotte. Voir *Lourdes* p. 197.

les flancs pour aligner ses arguments et pour dresser ses batteries contre les libres-penseurs, on se demande s'il n'a pas vu dans ses furieuses affirmations un moyen de s'exciter, de se fouetter, de produire en soi la force d'âme nécessaire pour persévérer dans sa foi, pour rester dans un rôle dont il semble déjà se fatiguer.

Un miracle pourrait s'accomplir à Lourdes pendant le séjour qu'y fit Huysmans. Il ne s'est pas produit. Les amis d'Huysmans l'avaient certainement souhaité pour lui. L'auteur de la *Cathédrale* était catholique ; il ne lui restait plus qu'à devenir chrétien. Personne, selon Huysmans, ne quitte Lourdes sans avoir été payé de l'effort et de la fatigue du voyage. Ceux qui n'obtiennent pas la guérison de leurs maux, reçoivent en échange le bienfait de la résignation et la grâce du réconfort. Aux pèlerins valides la Madone réserve „l'admirable vision de la Beauté morale, de la Beauté de l'âme illuminée par les transports de la Foi et de la Charité.“ Pourquoi donc faut-il que la Sainte Vierge, „Havre des pleure-misère, Marie des compatissances, Mère des pitiés“, comme l'appelle Huysmans, pourquoi faut-il qu'elle ait exclu de ses faveurs celui-là même qui était venu pour lui tresser, au nom des lettres françaises, la plus éclatante des couronnes ? Pourquoi n'a-t-elle pas tué en lui cet orgueil d'artiste qui lui fait prendre en haine l'humanité, qui l'isole dans son égoïsme et sa misanthropie et que les vrais chrétiens ont de tout temps regardé comme le péché par excellence.

comme un renouvellement de la révolte de Satan contre Dieu? Pourquoi n'a-t-elle pas émoussé en lui cette redoutable et perverse curiosité sans cesse en quête des laideurs et des vulgarités de ce monde? Hélas, les eaux miraculeuses de Lourdes n'ont point lavé Huysmans de son vieux naturalisme, et ce qu'il y a toujours eu de proprement anti-chrétien, donc son inspiration n'a guère été atténué dans les *Foules de Lourdes*. Aucune des vertus qui constituent l'essence du christianisme ne se révèlent dans un livre qui se propose la glorification du culte de la Vierge. Aucun élan de fraternité, aucun émoi d'indulgente pitié, aucune fièvre de dévouement ne l'entraînent vers cette foule de misérables qui râlent de douleur et qui abandonnés de la science, rêvent le triomphe de l'impossible sur l'inexorable matière. Quel féroce mépris de la médiocre humanité éclate dans les descriptions réalistes qu'il fait des troupes de pèlerins qui assaillent la grotte d'une marée quotidienne, des Bretons „mal éveillés et ahuris, piétinant sur place et rabattus par leurs prêtres qui les lancinent comme des chiens de garde;“ des Poitevins reconnaissables à „leur dégaîne lourde et musarde;“ des gens du Quercy qui „clament, avec des voix en tôle que l'on bat, un antique air où l'on distingue des „De Dious la rouzado“ et des „pitchoun“; des Anglaises „à lunettes, dont les dents s'évadent des gencives;“ des Espagnoles où Maugrabines qui „arrivent en gesticulant dans un brouhaha de poussière, agitant des

mouchoirs, suçant des oranges, envoyant des baisers à la foule et rugissant telles que des hyènes!”

Là précisément réside l'intérêt du rapprochement que nous faisons des deux ouvrages. Celui qui regarde Lourdes avec les yeux et la disposition d'âme du chrétien, c'est Zola. Si la ville des miracles n'a pas réussi à bouleverser et à transformer l'âme d'Huysmans, elle a sans aucun doute contribué à achever l'évolution de Zola. A partir de son séjour à Lourdes, Zola renonce définitivement au naturalisme et à ses pompes. Les préoccupations humanitaires primeront dorénavant ses aspirations artistiques. Le spectacle de ce troupeau de malheureux agenouillés devant la grotte de Lourdes et jetant à la Vierge, du fond de leur misère, des appels désespérés, lui a fait oublier tout système littéraire. Le „roman expérimental“, il l'abandonnera aux parasites et aux médiocres qui s'étaient placés sous son égide. Pour lui, il se vouera tout entier à la mission sacrée qu'il se donne et qui est de souffler au cœur de l'humanité souffrante un espoir enflammé dans la justice et le bonheur de demain. Sans doute, *Lourdes*, envisagé au point de vue purement littéraire, comptera toujours parmi ses plus belles œuvres. Mais cela tient uniquement à ce que la qualité maîtresse de Zola, l'aisance et la netteté incomparable qu'il possède dans l'art de mouvoir, de dominer et de déchaîner les foules, devait nécessairement trouver à s'exercer dans un pareil sujet. Ce n'est point pourtant le virtuose de *Germinal*

et de la *Débâcle* qui décrit les cohues de Lourdes, c'est l'apôtre social qui y voit le symbole grandiose de l'humanité portée au-devant du mystère par un immense souffle de foi et d'espérance. Dès le premier chapitre, cette intention est manifeste :

„Pierre croyait les entendre, ces trains en branle, ces trains venus de partout, convergeant tous vers le même creux de roche, où flamboyaient des cierges. Tous grondaient, parmi des cris de douleur et l'envolement des cantiques. C'étaient les hôpitaux des maladies désespérées, la ruée de la souffrance humaine vers l'espoir de la guérison, un furieux besoin de soulagement, au travers des crises accrues, sous la menace de la mort hâtée, affreuse, dans une bousculade de cohue. Ils roulaient, ils roulaient encore, ils roulaient sans fin, charriant la misère de ce monde, en route pour la divine illusion, santé des infirmes et consolatrice des affligés“.

Devant cette bonté navrée, cette humanité fraternelle et pitoyable, cette sensibilité toute chrétienne qui trempe de pleurs toutes les pages de son œuvre, les scrupules de l'artiste disparaissent. Ce n'est certes pas Zola qui souffrirait de l'inconcevable laideur qui s'étale dans Lourdes, des ignominies artistiques dont, selon Huysmans, la dégénérescence des hommes d'église vous y inflige la vue. „Nulle part, déclare Huysmans, le satanisme de la laideur ne s'est imposé plus véhément et plus cynique qu'à Lourdes Lourdes est le parangon de la turpitude ecclésiastique de l'art, et il est dans son genre unique.“ La basilique „grelotte maigre comme une perche sous son chapeau de pierrot,“ ses nefs sont remplies d'un tel bric-à-brac de ridicule bondieusarderie qu'on en emporte un invincible haut-le-corps. Que dire du Rosaire, ce „cirque hydropique dont le ventre

rebondi bombe sous ses pieds ?" Est-ce un hippodrome, un casino, un dépôt de machines ou une rotonde de locomotives ? Et l'intérieur est à l'avenant. Partout sévit l'imagination d'un „brelancier en veine de gain et d'un bedeau en délire." En aucun endroit, en aucun pays, en aucun temps, l'on a osé exposer d'aussi „sacrilèges horreurs." „La laideur que l'on voit ici finit par n'être plus naturelle, car elle est en dehors des étiages connus". Cette „ignominie monumentale" de Lourdes n'a point frappé Zola. Tout pénétré de sa mission il voit tout en grand. Comment s'attendrait-il d'ailleurs au déploiement de grandioses architectures dans une ville qui devrait porter l'empreinte d'une religion d'humilité et de renoncement ? Saint Paul a-t-il jamais su ce que c'est un temple chrétien, une statue chrétienne ? S'est-il jamais douté qu'une chose belle puisse être un ornement ajouté à la beauté d'un cœur pur ? Aussi est-il intéressant de comparer les évocations magnificentes que fait Zola des monuments de Lourdes, aux descriptions caricaturales et satiriques qu'en fait Huysmans. Zola voit une beauté de symbole là où Huysmans ne trouve qu'une matière à exercer sa verve railleuse. Voyez l'admirable pyramide symbolique que forme, selon Zola, la superposition de la Grotte, de la Crypte, du Rosaire et de la Cathédrale, véritable entassement de bastions ou les prières, montant d'étage en étage, paraissent s'élancer à l'assaut du ciel.¹⁾ La Basilique,

¹⁾ *Lourdes*, P. 435 et 436.

surtout, lui semble jaillie des roches de Massabielle „ainsi qu'une prière, une envolée de colombe pure.

Je sais bien tout ce qu'on peut dire en faveur de l'âpre réalisme des descriptions d'Huysmans. En comparant entre eux les portraits souvent bien contrastants que les psychologues et les romanciers ont tracés de Bernadette, Huysmans se prononce en faveur de ceux qui la peignent, non comme une petite sainte de plâtre, bonne à mettre dans une niche, mais comme une paysanne insignifiante, à l'entendement terne et borné, et qui, aussitôt sortie de l'extase, se reprend à gratter les poux sous sa coiffe. Ces portraits ne sont pas flattés dit-il, raison de plus pour qu'ils aient des chances d'être véridiques." Peut-être faut-il voir là une justification de toute l'esthétique d'Huysmans. Peut-être *les Foules de Lourdes* ne devaient-elles être qu'une application de principes esthétiques développés dans l'admirable commentaire qu'il a écrit dans le premier chapitre de *Là-Bas* du tableau de Grünewald: le crucifiement. Dans ce chef-d'œuvre du naturalisme mystique des primitifs, le plus forcé des réalistes avait réussi à illuminer d'une expression surhumaine, d'un reflet divin — et cela sans recourir à l'artifice d'une auréole ou d'un nimbe — les chairs gonflées, salpêtrées et blessées d'une „charogne éployée". A l'exemple du maître allemand, Huysmans aurait donc voulu, lui aussi, tout en trempant son pinceau dans les plaques des humeurs et dans les godets sanguinolents des trous", concilier

les deux extrêmes, extraire d'une triomphale ordure les „menthes les plus fines des dilections et les essences les plus aérées des pleurs.“ Mais si telle était son intention, d'où vient qu'il redoute jusqu'au soupçon d'une complicité sentimentale, et que son observation corrosive et implacable ne trouve à s'exprimer qu'en sarcasmes et en invectives? Si sa verve caustique ne s'était attaquée qu'à la simonie impudente, aux „bas marchandages de la ville des saintes affaires“, à la rapacité éhontée des débitants de chapelets et de médailles, de bonbons et de pastilles à l'eau de Lourdes, nous n'y aurions vu que la sainte colère du divin Maître chassant les marchands du temple. Les seules pages amères du roman de Zola ont été dictées par l'indignation où le jette cette rage de négoce et de lucre. Mais à aucun endroit l'auteur des *Trois Villes* ne s'est appliqué, comme Huysmans le fait de propos délibéré, à dépouiller de leur prestige les choses divines. Huysmans a, pour parler des choses les plus graves et les plus vénérables, des expressions d'un pittoresque si trivial, des tournures d'un si inénarrable comique que la piété la plus avertie n'y résiste pas.¹⁾ Toutes

¹⁾ Sans doute, il y a, chez Huysmans, des pages qui dénotent une fervente émotion. Le passage sur les cierges de la grotte, qui, s'élevant pêle-mêle vers la Madone, semblent confondre en une même prière les vœux des miséreux et des riches, est d'une éloquence poignante. Mais qu'on ne s'y trompe pas! Il s'agit, pour Huysmans, de célébrer ici les beautés de la Symbolique sacrée Ses mystiques élans ne se soutiennent pas; il retombe immédiatement dans le ton narquois, quand, parlant du portier de la grotte, il l'appelle „une vestale en pantalon, une Danaïde en culotte.“

les fleurettes de l'argot et du langage des Halles viennent agrémenter et pimenter son vocabulaire. La description des malades à l'hôpital, où s'exalte son ivresse verbale, s'appelle étrangement, on ne sait comment, le défilé des truands et des éclopés de la Cour des miracles dans *Notre-Dame de Paris*. Mais c'est surtout le monde „églisier“ qu'il tourne en dérision. Rien que la vue de „la dégaîne sournoise des bigots“ lui crispe les nerfs. Quelles „édifiantes oies“ que ces femmes du peuple, ces invraisemblables mômières de province“, qu'il voit défiler devant la grotte. Elles „grabillent des pâtenôtres“, errent, jabotent, „remuent, ainsi que des juments leurs gourmettes, leurs rosaires“, ou bien se bousculent autour d'un évêque exotique qui les bénit tant qu'elles veulent et leur tend à sucer son „bonbon d'améthyste“ visiblement ravi de son succès. Mais ces „têtes de pioche“ valent encore mieux que „les pieusardes d'un rang supérieur, tout occupées, quand elles se traînent sur les genoux, à regarder autour d'elles si leur cabotinage a quelque succès.“ Mais suivons Huysmans à la basilique où il s'est réfugié pour échapper à cette atmosphère de „bouse humaine“, au boucan des Ave Maria“, aux fanfares des „cambrousiers d'église qui tirent de leurs cuivres des meuglements de vache éperdue, de pieux et profonds rots.“ Il s'installe devant un confessionnal et attend son tour pour „se pelurer la conscience“ et déposer son paquet d'épluchures aux pieds du prêtre. „S'il n'y avait que des hommes, la

lessive aurait lieu encore assez vite, car les lavandiers expédient d'habitude, après un rinçage sommaire, les hommes; mais il y a des femmes! et celles-là veulent qu'après les avoir amidonnées, on les repasse." Et voici que lui aussi „vide sa hotte“. „Ça y est! C'est étonnant ce qu'une confession allège, ce qu'on se sent frais et dispos après." Mais laissons ces petites ironies, dont Huysmans demandera sans doute pardon à Dieu, et résumons l'impression d'ensemble que nous laisse le livre de la ville de Lourdes. Ici encore l'auteur nous fournira lui même la formule : „Lourdes est un immense hôpital Saint-Louis dans une gigantesque foire de Neuilly; c'est une essence d'horreur égouttée dans une tonne grosse de joie; c'est à la fois et douloureux et bouffon et mufle.“

La question se pose: lequel des deux écrivains, du rationaliste Zola ou du catholique Huysmans, a écrit le livre le plus funeste à la réputation de Lourdes? La réponse n'est douteuse pour personne. En face de la peinture amicale et pitoyable que fait Zola de la ville des miracles, l'ouvrage Huysmans n'est qu'un album de croquis satiriques et d'enluminures accusatrices. Huysmans a prévu ce reproche et il a essayé de se justifier. „La présence de la Vierge, dit-il, attire à Lourdes la présence du démon.“ Satan y engage la dernière bataille contre Dieu, et les turpitudes qui s'étalent dans les rues, les églises et les ateliers de bondieusarderies, la stupidité que cultivent les prêtres dans les âmes mou-

tonnières de leurs ouailles, attestent le triomphe sournois du diabolisme. De là la virulence de ses invectives. Mais alors on se demande si Satan, désespérant de pouvoir étouffer le culte de la Vierge par les laideurs sacrilèges qu'il a répandues à Lourdes, ne s'est pas avisé de venir guider la plume de l'incomparable artiste qu'est Huysmans, et s'il n'a pas joué son suprême atout dans les *Foules de Lourdes*.

JOSEPH HANSEN.

GEDICHTE.

DANKSAGUNG.

Manch Jahr ist nun verflogen,
 Seit wir hier eingezogen
 Ins erste junge Heim;
 Die Welt stand voll Erwarten,
 Der Mai schritt durch den Garten
 Und löste Knosp' und Keim.

Was Baum und Beet verhiessen,
 Ein Wachsen gab's, ein Spriessen,
 Ein Blühen wunderbar:
 Der traubendichte Flieder
 Hing bläulich schimmernd nieder
 Und kränzte unser Haar.

Die schäumend in mir gärte,
 Die Kraft der Jugend, klärte
 An Deiner Seite sich;
 Was dumpfe Fessel deuchte,
 Das ward zur goldnen Leuchte
 Und das befreite mich

Was göttlich in uns waltet,
 Von Dir zum Bild gestaltet,
 Spielt es im Morgenrot;
 Mit jedem Deiner Kinder
 Fürcht' ich das Leben minder
 Und minder auch den Tod.

Ich möcht' an allen Tagen
Dir stets von Herzen sagen,
Wie Du mein heimlich Glück:
Doch vor des Wortes Klange
Flieht das Bekenntniss bange
Ins tiefste Herz zurück.

HEIMLICHES LIEBEN.

Wir schreiten eins neben dem andern
Und reden nicht,
Doch heimliche Blicke wandern
Zu deinem und meinem Gesicht.

Und liebe Gedanken spielen
Hieher, dorthin,
Wie blonde Bienen, die zielen
Nach goldenen Honigs Gewinn.

NICOLAUS WELTER.

LA VOIX DANS L'OMBRE

„Ich bin der Geist der stets verneint“.

(GOETHE).

Je suis celui qui fut dès l'aurore du monde,
Au jour primordial de l'humaine raison;
J'ai tiré l'Univers hors du Chaos immonde
Et marqué l'immuable et sévère horizon.

J'ai tracé les chemins éternels où les êtres
Vont, muets et passifs, sans lever le regard;
Ma croix a ses martyrs et mon culte ses prêtres,
Mes héros ont partout planté mon étendard.

Je gouverne les temps et règne sur les âges;
Les siècles sont soumis à mon autorité:
Exégète hautain des savants et des sages
J'accroupis devant moi toute l'Humanité;

Les Rois craignent l'éclair de mes froides prunelles
Les peuples se sont tus au son seul de ma voix,
Et le Dieu Rédempteur des fautes éternelles
Pour m'avoir renié fut cloué sur la croix.

Au jour où s'éteindra dans les vides énormes
Aux mondes disparus ce monde réuni,
Immortel, je serai le germe d'où les formes
Nouvelles jailliront dans le cycle infini.

* * *

Car je suis celui-là dont la justice humaine
Suit l'éternelle loi, silencieusement,
Par la route déserte et nue où je la mène;
Je suis celui qui nie et celui qui dément.

Il n'existe hors moi que choses éphémères;
Tout meurt et tout renaît. Je subsiste toujours.
Et mon poids sur le monde écrase les chimères,
Et mon ombre étendue enlinceule les jours.

Je suis l'ennemi-né des rêves et des songes,
Mon geste anéantit les phantasmes mouvants,
Mon arme vengeresse et terrible aux mensonges
Est le crible du vrai qui les disperse aux vents.

La Vérité sans fard est ma seule maîtresse,
J'ignore, indifférent, et le mal et le bien,
La beauté m'est sans joie et le laid sans tristesse,
Je ne regrette pas et je n'espère rien.

Je suis le maître fort et tout puissant, et l'homme
 Reconnaît sans savoir ma domination,
 Car je suis celui-là qui nie et que l'on nomme
 L'esprit d'intolérance et de négation.

(Extrait du poème: „*Le Cantique éternel*“
 en préparation.)

PASSIONNEMENT.

J'ai dans le matin clair et dès l'aube venue
 Cueilli toutes les fleurs d'avril et de l'espoir,
 J'ai puérilement effeuillé jusqu'au soir . . .
 Un geai moqueur sifflait au fond de l'avenue!

O la légende vieille et l'éternelle histoire!
 J'ai murmuré des mots qui vous auraient déplu,
 J'ai cueilli tant de fleurs qu'il ne m'en resta plus . . .
 Des pétales partout neigeaient dans la nuit noire!

Alors j'ai détaché mon cœur tout plein de vous,
 Et je l'ai dépouillé, lentement, à genoux
 En des gestes muets et saints comme des rites.

Et mon cœur effeuillé, fragile bouton d'or,
 Je vous le donne, afin qu'il vous redise encor
 L'oracle ridicule et cher des marguerites.

(Extrait de „*De myrrhe, d'encens et d'or*“)

MARCEL NOPPENET.

DIE TÖRIN.

Darf ich ein Märchen erzählen, nicht dumm genug, daß die kleinen Kinder es verstehen, aber zu dumm, viel zu dumm, daß die großen Kinder dran glauben?

. . . . Es war einmal ein junges Mädchen, das hatte sein kleines Herz auf den Händen getragen, hatte es gezeigt und Freude verbreitet. Da kamen einige böse Menschen des Weges, unter ihnen ein ganz böser der nahm das Herz und koste es. Und das kleine Mädchen sagte, es dürfe ihm gehören, legte es ihm in die Hände und schlug die seinen wie betend zu ihm auf. Der böse junge Mensch trug das Herz überall hin, wo es nicht gut war: in Häuser, wo Weiber wohnten, deren Lippen und Wangen bemalt waren, in Städte, wo das arme Herzchen einsam blieb. Nachdem er sein rotes, frisches Blut getrunken, gab er es halbgebrochen dem weinenden Kinde zurück.

Und das Mädchen verschloß sein Herz; es zeigte Niemanden es mehr. Seine Wangen wurden blaß, seine Lippen wurden schmal, seine Sehnsucht selbst war ertötet. Und die traurige Nacht rief ihm zu: „Du wirst einst meine Freundin sein!“ Darob wurde das Mädchen so mächtig schön, daß seine honigblonden Haare wie eine goldflimmernde Krone auf ihm lagen.

Zwei dunkle Halbmonde legten sich unter seine Augen. Seine leichten Lider wurden so schwer wie Rosen, die allen Tau der Nächte getrunken. Seine Hände wurden ganz weich, ganz leicht; und wenn es sie reichte, so glaubte der Beglückte, die verwunschenen Abendwinde umspielten ihn und wollten ihm erzählen, wie rein sie seien und wie vieles sie tragen könnten.

Da kam zu dem verwirrten Mädchen, das in einem kleinen Hause wohnte, ein junger, junger Mensch. Der war nicht heilig, aber er war in seinem Herzen gut. Die Welt hatte noch nicht in ihm den Schlamm aufgewühlt, der auf dem Grunde der Seelen lagert und das Seelenwasser trübt, daß die Sonne der Güte vergeblich scheint, um es zu durchleuchten. Er suchte Schönheit, und er fand sie, weil er sie ehrte; er suchte nach Wahrheit, und er fand sie, weil er vor ihr kniete. Er glaubte an die Menschheit; er war froh und schuf aus sich selbst heraus Dinge, an denen die anderen Menschen Freude bekamen und Trost und Liebe zu der Erde. Als er das Mädchen sah, schluchzte er zuerst in sich hinein voll großen Mitleides; dann erfüllte ihn die Liebe und es stieg in ihm auf wie ein Rausch von jungem Weine.

Das kleine verstörte Mädchen sah, wie er liebte. Und es verstand ihn nicht; — es konnte nicht glauben, daß man gut sein könne, daß man froh sein könne, daß man verlangen könne, ein Bringer der Freude zu sein. Es sah in sich hinein und sah sein verkümmertes,

verblutetes Herz. Da dachte es sich — o wie böse! — : Auch er ist ein Solcher, auch er will Herzen rauben und zerbrechen, und weil er nicht weiß, daß das meinige kalt ist und leer von warmem Saft, dürstet er darnach. Ich will ihn locken und will ihn dann quälen. Vielleicht werde ich sein Herz in meinen verhärmten Fingern halten; ich werde sie zupressen, daß meine rosigen Nägel sich wie Nadeln einbohren; dann, ja dann, wenn sein Herzensblut in Tropfen meine Hand begießt, wird mein eigenes Herz vielleicht noch einmal warm sein; — dann darf ich sterben und werden wie die Nacht, die nach meinen gelben Haaren greift und nach meinem erschlafften Leibe, um sie dunkel zu machen und sie dem Tage zu entwinden.

So sprach das Mädchen.

Der arme, kluge, törichte, freudige junge Mensch kam zu ihr alle Tage . . . Sie lächelte ihn an und verzückte ihn mit den lockenden Augen. Wenn seine Sehnsüchte schläfrig waren und rein zu werden drohten, zeigte sie ihm eine ungeahnte Linie ihres Leibes, einen noch ungenossenen Schatten, eine neue Farbe, ein verderbtes Zucken ihres Mundes. Sein Herz ward immer heißer, und sie grub es aus mit bebender kalter Hand. Die Kälte machte es noch heißer, und je heißer es wurde, je kälter und unbarmherziger wurden ihre rächerischen, verbrecherischen Finger. War er erfüllt von genossener Schönheit der Welt und der Künste, so war sie frech und spottete seiner verklärten

Freude. War er kühn wie ein Eroberer, so war sie abweisend und Keuschheit atmend wie eine Heilige. War er traurig, so lärmte sie mit andern; war er fröhlich, so schien sie, als ob sie sich selbst und alle ihre Güter verloren habe.

Da wurde der junge Mensch von Zweifeln und Angsten erfüllt; er quälte sich selbst mit der Qual, die sie ihm bereitete. Und einst als er von ihr ging, und noch einmal nach ihr umsah, war es ihm, als schwämme Blut in ihren Haaren, Blut in ihren Augen, Blut an ihren weichen Händen. Er glaubte sie töten zu müssen, und er sah, daß er böse würde, böse wie die andern, böse durch sie. Darob weinte er.

Und er ward böse. Das Mädchen sah, wie er ihr entrann; sie hatte ihn nicht getötet; sie hatte ihn verdorben, auch ihn. Da fühlte sie sich sterben, und sie starb gerne, um für seine Seele beten zu können.

. So lautet mein trauriges Märchen, zu dumm für große, nicht dumm genug für kleine Kinder.

FRANZ CLEMENT.

MARGINALES.

Hamlet reprit: „Comme d'autres de merveilleux papillons, je collectionne des ailes de chimères....

..... Tant déjà sont fanées et flétries sous les poussiéreuses vitrines!“

* * *

„Au pays de Chimérie, ajouta-t-il, patrie des Rêves et des Souvenirs, je voudrais aller. Mais la route qui y mène est bien mal entretenue!“ — „Et il n'en est point pour en revenir“, susurre Ophélie.

* * *

Et comme il s'éloignait, je l'entendis murmurer cette phrase incomplète: „... verser dans le bas de laine de sa vie quotidienne la menue monnaie de ses aspirations vulgaires.....“

* * *

Un raisonnement faux, mais qui naît de mon esprit, est-il inférieur à une idée juste que j'ai puisée chez d'autres et que je récite sans discernement? Demandez-vous si la correction verbale d'un perroquet est préférable au balbutiement indistinct d'un petit enfant?

* * *

Comme si la vie ne nous opposait pas assez d'obstacles nous prenons plaisir à nous en créer, pareils à ces enfants qui se donnent beaucoup de mal pour entrer par la fenêtre quand la porte ouverte est à deux pas.

* * *

LE PETIT JEU DES DÉFINITIONS.

La modestie est la rédemption de la sottise.

* * *

Le mérite est l'unique ressource de ceux qui n'ont pas de chance.

* * *

L'Art est le bouclier de Persée dans lequel nous contemplons la Méduse-Beauté.

* * *

L'art d'écrire consiste à noircir du papier en y laissant assez de blanc pour faire rêver le lecteur.

MARCEL NOPPENNEY.

EIN- UND AUSFALLE.

Natur und Mensch: Der Unterschied wird einem nie klarer, als wenn man mitten in einer Frühlingslandschaft eine alte Zeitung findet.

* * *

Sagt nicht: Es war gut gemeint! Sagt lieber gleich: Er ist ein Schaf.

* * *

Warum — fragte der hungrige Scholar — ist unser Ewigkeitssehnen ein Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, und warum ist mein Hunger kein Beweis dafür, daß ich heute zu Mittag essen werde?

* * *

Es ist leichter, daß ein Vater sieben Kinder ernährt, als daß sieben Kinder einen Vater ernähren — sagt das Sprichwort.

Kunststück! — sagt Karlchen — er darf hauen!

* * *

Ehrlich währt am längsten — weil es am wenigsten gebraucht wird.

* * *

Nicht jeder, dem seine Feinde nicht standhalten, ist ein Held. Sonst dürfte sich jedes Stinktief mit Achilles vergleichen.

* * *

Aphorismen sind ausgereifte Gedanken: Sie fallen von selber ab. Darum hat die besten Aphorismen immer schon ein anderer gemacht.

*

* * *

Man merkt, daß man alt wird, wenn einen die Bekannten beim Spazierengehen in die Mitte nehmen und wenn man den Drang verspürt, seine Steuern zu bezahlen, ehe man unbedingt muß.

*

* * *

Uneheliche Kinder sind die anonymen Briefe der Liebe.

*

* * *

Wir sagen Fuß und denken Schuh. In unserer ausgeleiterten Kultur steht die häßliche Hülle für den schönen Inhalt, weil es uns an Unmittelbarkeit der Anschauung fehlt.

*

* * *

Wie vieles Unglücksempfinden gäbe es nicht, wenn nicht jeder von uns sich für den Mittelpunkt der Welt hielte!

*

* * *

Mancher Mohr hat seine Schuldigkeit dermaßen getan, daß er nicht mehr gehen kann.

BATTY WEBER.

POÈMES.

VOS YEUX

Vous avez des yeux qui sont comme l'onde
mobiles et clairs, des yeux bleus foncés,
que j'aime à baiser sur leurs cils baissés
tenant sur mon cœur votre tête blonde.

Vous avez des yeux qui sont des bluets;
et comme les fleurs que le vent balance,
ils viennent, ils vont, pleins de nonchalance,
me jetant, de loin, leurs baisers muets.

Vous avez des yeux qui font des blessures.
On dirait, à voir leurs regards de feu,
des lames glissant dans du velours bleu
j'en garde à mon cœur mille meurtrissures.

LE RÊVE.

Le rêve est un poison subtil
— éther, eau de rose et curare —
dans du cristal fragile et rare,
sur quoi la mort met son tortil.

Parmi l'horreur des nuits dolentes
il distille son venin d'or
dans nos blessures purulentes;

sous l'orient des larmes lentes,
le long des soirs, le rêve dort,
dans l'enclos des tempes brûlantes.

Il hante nos fronts obstinés
et dans nos yeux cerclés d'opale
il a tissé le regard pâle
et criant grâce, des damnés.

PAUL PALGEN.

PUCKIS ERDENFAHRT.

EIN SATYRISCHER ROMAN.

3. — PUCKI MACHT BEKANNTSCHAFT MIT LAMPEDUSE.

Wir überlassen es dem weisen Ermessen der Astrologen, festzustellen, wie lange wohl Pucki geflogen war, und welche Luftschichten er in seinem Fluge durchschnitten hatte, ehe er in Lampeduse auf das Steinpflaster des Paradeplatzes aufschlug.

Teufel mit Schweif und Pferdefuß sind in Lampeduse ebenso selten wie anderswo, und ohne den Ring des weisen Salomon hätten wir zweifellos unsere Zuflucht zu einem gefälligen Deus ex machina nehmen müssen, um den seltsamen Besucher vor der Neugier der Einheimischen zu schützen. Es wäre uns dies sehr schwierig gewesen, denn wir haben unsern Deus ex machina dem jugendlichen Dramatiker Schnudlinhofen geschenkt: er wird ihm dazu dienen, in seinem dritten Akte die christliche Königstochter von Antiochien aus den Händen des blutdürstigen heidnischen Mohrenkönigs zu befreien.

Möge mein Geschenk dem edlen jungen Manne frommen und ihm zu weiterer dramatischen Tätigkeit ein wirksamer Sporn sein!

Mit seltener Geistesgegenwart hatte sich Pucki bei seiner Berührung mit der Erdoberfläche in die Gestalt eines harmlosen Touristen hineingewünscht. Er war mit dem Kopfe gegen den Sockel des Monumentes aufgeschlagen, das Lampeduse seinen Nationaldichtern auf dem Paradeplatz errichtet hat. Das Standbild trägt noch heute die Spuren der höllischen Berührung: Es hat seitdem gleich dem Teufelssteine vor dem Trierer Dome einen schwarzen Anstrich bekommen, von dem es kein Schmiergelpapier der Welt befreien kann.

„Wo bin ich?“ frug Pucki nach seiner Verwandlung einen nach dem Gymnasium wallenden Studenten, „wie heißt die schöne Stadt, in der ich mich befinde?“

— „Sie sind in Lampeduse“, war die höfliche Antwort, „in Lampeduse, im Großherzogtum Lampeduse.“

Wollen wir es Pucki in seiner Kindlichkeit verzeihen, daß er beim Nennen dieses wunderschönen Namens dreinschaute, als handele es sich um irgend ein böhmisches Dorf: die geographischen Kenntnisse Puckis entbehrten allerdings noch der Präzision, aber auch sonst könnten wir ihm sein Staunen nicht verübeln, da wir überzeugt sind, daß unter unsern Lesern mehr denn einer nicht weiß, wo Lampeduse liegt.

Wir ersehen es aus diesen Gründen als unsere heilige Pflicht, auf einige Augenblicke pedantisch zu werden und den intelligenten Lesern dieses Buches eine kleine Konferenz zu halten über Lampeduse, das da liegt in Lampeduse.

Wir brauchen zu diesem Zwecke nur einen Auszug des denkwürdigen Vortrags wiederzugeben, den der Herr Sprachprofessor und Gelehrte Dr. Schlapinsky als das Resultat seiner ethnographischen Studien den davon entzückten Notabilitäten der Gesellschaft „Excelsa“ in Lampeduse zum Besten gab.

„Meine Damen und meine Herren“, begann damals Herr Schlapinsky seine Konferenz, und schlang dabei sein rechtes Bein mit einer eleganten Bewegung um das linke, so daß die Ferse des rechten an das Schienbein des linken sich anstemmte, wobei die eine Hand mit einer graziösen Bewegung durch die weißen Gelehrtenlocken strich — „Meine Damen und meine Herren, es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich heute Abend versuchen, den anwesenden Herrschaften die geographische Lage Lampedusens auseinanderzusetzen. Ich glaube vor einem viel zu aufgeklärten Publikum zu stehen, als daß ich es nötig hätte, darauf hinzuweisen, daß Lampeduse ein unabhängiges Land ist, das, von Columbus entdeckt, von den neueren Geographen, sowie namentlich von mir bis in seine verborgensten Winkel erforscht worden ist. (Stimmen im Saale: „Sehr gut!“)

Sie wissen es alle, meine Damen und meine Herren, Lampeduse liegt nicht im Breisgau, wie Alexander von Humboldt meinte, Lampeduse liegt nicht in der Mark, wie damals Mommsen zu behaupten schien, nein, Lampeduse liegt in Lampeduse, im Großherzogtum Lampeduse. (Lebhafter Beifall.)

Die Haupt- und Residenzstadt Lampeduse wird umschlungen von der Petrosa, einem freundlichen Bächlein, das seinen Namen wahrscheinlich von dem heiligen Petrus herleitet, weil dieser darin Forellen fing zur Zeit, als noch der liebe Hergott in Menschengestalt auf Erden wandelte und sein Brot in die Petrosa tunkte. Die Petrosa fließt in den Ganges.“ —

Bei dieser folgenschweren Enthüllung erfaßte die Lampeduser eine endlose Begeisterung. „Wir sind Brahmanen“, riefen sie aus und hoben Schlapinsky, der anfang, bengalische Verse zu citieren, auf die Schultern. „Wir sind Brahmanen, dem großen Brahma sei Lob und Preis!“

Der geneigte Leser wird aus dieser Konferenz zur Genüge einsehen, daß Lampeduse eine wunderbare Stadt sein muß. Gebratene Tauben kommen einem daselbst zwar nicht in den Mund geflogen, wohl aber scheffelweise schöne gelbe Pomeranzen. Ich habe es an mir selbst erfahren, als ich meine berühmte Oper Hih-au! unter Paukenschlag und Trompetenschall den Lampedusern ans Trommelfell warf. Ich danke hiermit dem wohlwollenden Publikum herzlich für die goldig-schimmernden Südfrüchte: ich habe eine wohl-schmeckende Bowle zurecht gemacht, die meinen Freunden herzlich mundete, denn sie ließen mich, während sie tranken, fortwährend hochleben.

Nach dem Vorstehenden wird ein jeder es begreiflich finden, daß Pucki sich namenlos freute, als er von dem

von ihm angeredeten Studenten die nötigen Aufschlüsse über Lampeduse erhalten hatte. Daß er dabei mit seinem Wunderringe nicht vorgriff und mit seinem geistigen Auge zu schauen verschmähte, was ihm in menschlicher Weise zu erleben vergönnt war, können wir ihm nicht verübeln. Es geht doch nichts über die Erfahrung. So hatte ich u. a. gelesen, in der idyllischen Schweiz sähe man nichts als Seen, Berge, Sennerinnen und Gemen, und man höre nichts als Kuhläuten, Schalmeien und das Schnarchen der Murmeltiere. Als ich nach Genf kam, fand ich vier Spezialitätentheater vor, zwei Rößlispiele und ein großes und ein kleines Versatzamt. Von Gemen sah ich nur hie und da ein hölzernes Spezimen, das die Gemeinden der Engländer wegen auf die höchsten Grate pflanzen. Die Sennerinnen waren improvisiert und stammten aus Frankfurt am Main und aus Epfing im Elsaß; sie machten keine Butter, sondern Margarine und von Murmeltieren sah ich nur zweibeinige Repräsentanten: die aber schnarchten fürchterlich. —

Nachdem Pucki eine Zeit lang durch die Straßen Lampedusens geschlendert war, schritt er, innerlich vergnügt, die Marseillaise pfeifend, durch die St. Philippus-Straße nach dem Grand-Hôtel Weyens-Behrly, um sich durch einige Stunden wohltuenden Schlafes von den Anstrengungen seiner luftigen Reise zu erholen. Er verlangte ein Schlafgemach mit Salon und Badeeinrichtung im reinsten Empirestil. Der schneidige Ober

präsentierte ihm das Fremdenbuch, damit er seinen werten Namen eintrage. Pucki besann sich eine Weile was er damit zu vertuschen suchte, dass er die Namen, die bereits auf jener Seite standen, flüchtig übersah. Als letzter stand Adolar Bonaventura, Titularbischof von Astis Pumante (in partibus infidelium). Pucki lächelte wie ein Wissender und schrieb darunter seinen eigenen hochtrabenden Namen: Pucki Graf auf von und zu Höllenstein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung folgt.)

EUGÈNE FORMAN.

LES HEURES VAINES.

Les véritables heures vaines,
Ce sont les heures sans amours,
Les heures qui prêchent les haines
Aux mornes cœurs, lassés des jours.

Ce sont les heures monotones
Qui tissent le fil des douleurs,
Et qui s'en vont, comme des nonnes,
Par les chemins semés de pleurs.

Ce sont les heures de tristesse,
Où l'âme se perd dans la nuit
Des Doutes et de la Détresse,
En regardant le jour qui fuit.

Ce sont les heures énervées
Qui sonnent implacablement,
Ce sont les minutes navrées
Qui font un siècle d'un moment.

Ce sont les heures de folie
Parmi les larmes des grands soirs,
Les heures de mélancolie,
Où pleurent les deuils des espoirs . . .

J. J. VAN DOOREN.

TONY TÜRMER.

NOVELLE.

(Fortsetzung.)

Als Tony andern Morgens nicht zum Frühstück kam, klopfte ich bei ihm an. Keine Antwort. Ich klinkte die Türe auf. Das Zimmer war leer, das Bett unberührt, Tony's Sachen waren ausgeräumt.

Gleich darauf kam er die Treppe herunter und erzählte mir, nicht ohne ab und zu etwas verlegen zu stottern, Fräulein Schölvink habe ihm auf seine Reklamation von gestern ein anderes Zimmer angewiesen.

Auch jetzt blieb ich edel und frug keineswegs, wie er in dem neuen Zimmer geruht habe. Die matten, glücklichen Augen Fräulein Anna's, die bald darauf ebenfalls erschien, verrieten mir übrigens nichts, wovon ich nicht schon lange überzeugt gewesen wäre. Als ich mit ihr einige Augenblicke im Frühstückszimmer allein war, konnte ich es mir leider nicht versagen, sie durch eine gewisse Verständnißinnigkeit in meinem Benehmen in Verlegenheit zu setzen. Sie nahm es krumm, führte schmollend einen kurzen, nervösen Schlag in die Luft und wandte sich auf dem Absatz um.

„Sagen Sie doch selbst, Fräulein Anna, hat der Mensch, der Tony, nicht ein fabelhaftes Glück? Dreißig Jahre lang blind sein, und dann von solchen Händen sich die Augen öffnen lassen! Das lohnt sich doch, Teufel nochmal!“

„Sie sind ein ganz Schlechter!“ schmolte sie und machte sich am Tisch zu schaffen.

Alte Clichés von der Unschuld, die aus der Liebe blüht und von der Wiedergeburt der Verlorenen, die an einem Manne das Wunder der Unbeflecktheit erlebt, gingen mir durch den Kopf. Ich schämte mich meiner Zudringlichkeit. Ich wurde mir bewußt, daß sich in mir doch nur die Bestie regte, und ich schämte mich erst recht.

Nachmittags um halb drei kamen die Königinnen aus dem Haag und zogen vom Bahnhof Wesperpoort nach dem Palais am Dam. Glockenläuten, Kanonendonner, und vom Turm des alten Schlosses das Glockenspiel, das über die Stadt die Klänge des schönen, alten „Wilhelmus von Nassauen“ in die Winde streute, daß sie verflatterten wie weiße Tauben im Sonnenglanz. Und mehr wie je roch es nach Tabak und Kaffee. Nur daß es schien, als sei es heute eine bessere Sorte.

Von Tony hatte ich nichts gesehen. Fräulein Schölvink sagte mir, als ich ihn abholen wollte, er sei schon seit einer Stunde fort, mit seiner gelbledernen Reisetasche. Er wolle wahrscheinlich Momentaufnahmen

machen. Sie habe gefragt, ob sie ihn nicht begleiten dürfe; das habe er ihr hastig und rundweg abgeschlagen. Er sei überhaupt so merkwürdig gewesen. (Sie bekam, weiß Gott, dabei Tränen in die Augen.)

Ich wußte mir darauf keinen Vers zu machen.

Während des Einzugs der Königinnen saß ich dem Palais gegenüber auf dem Dach der Polizeikommandantur und schrieb meinen Festbericht in das Notizbuch, das ich auf den Knien hielt. Die Stelle neben mir, die ich für Tony Türmer mit einem Schinkenbrod und einer Flasche Niersteiner belegt hatte, blieb frei.

Als ich abends nachhause kam, rief mir Fräulein Anna über das Treppengeländer von oben herunter zu, mein Freund sei wohlbehalten wieder eingelaufen. Sie erwartete mich auf dem Podest und erzählte mir, wie er ausgesehen hatte: zum Erschrecken blaß, noch blässer als sonst, mit Geisteraugen, verstaubt, mit verschwitztem Kragen, gelöster Krawatte, wirrem Haar und zerbeultem Hut. Er habe ganz unglücklich darüber geschrien, daß es ihm nicht gelungen war, eine Aufnahme zu machen.

„Fräulein Anna!“ sagte ich, und ein entsetzlicher Gedanke schoß mir durch den Kopf. „Morgen um 10 Uhr begibt sich die Königin in feierlichem Zuge zur Eidesleistung in die Nieuwe Kerk.“

„Jawohl. Herr Türmer hat eine Eintrittskarte.“

„Weiß ich. Herr Türmer darf nicht hin. Herr Türmer

würde wahrscheinlich wieder suchen, eine Aufnahme zu machen. Das müssen Sie verhindern.“

Sie sah mich eine Weile groß an. Ein Fältchen stand zwischen ihren fein geschwungenen Brauen. Dann hob sie zu Tode erschrocken die Hand vor den Mund. Ich zwang mich zu einem harmlosen Lachen.

„Nein, Sie brauchen nicht zu erschrecken. Herr Türmer hat ein Herzleiden. Es ist nicht schlimm, aber er soll sich vor einem Übermaß von aufregenden Anstrengungen hüten. Also halten Sie ihn morgen von dem Feste fern. Er hat an dem heutigen grade genug.“

„Ich — ja, ich — sehr gern — aber wie fange ich das an?“

„Verläumden Sie sich nicht, Fräulein Anna. Seien Sie nur ein bisschen lieb zu ihm, so tut er Ihnen zu Gefallen, was er Ihnen an den Augen absieht. Fahren Sie mit ihm meinetwegen nach Zaandam. Da soll es sehr schön sein, und sehr still.“

Sie versprach mir alles. Sie ging gleich zu ihm in sein Zimmer. Ich hörte ihn durch die Türe hindurch schluchzen. Sie bat ihn, abends mit ihr auszugehen. Da wollte sie ihm den Ausflug nach Zaandam abringen.

Wir aßen zusammen zunacht. Ich brachte es nicht über mich, ihm von meinem phantastischen Verdacht eine Andeutung zu machen. Aber ich war, wenn er nicht nach Zaandam gehen wollte, zu irgend einem

Handstreich mit zeitweiliger Freiheitsberaubung fest entschlossen.

Anna holte ihn nach dem Abendessen um 9 Uhr ab. Sie war wieder zum Anbeißen. Wieder von der ausgesuchten Einfachheit, die zu ihrem Stille-Wasser-sind-tief-Wesen so gut paßte. Sie sah aus, wie die kluge junge Frau eines dummen Bürochefs, die von einem Minister diskret und geschmackvoll ausgehalten wird.

Tony wünschte, daß wir zusammen blieben, und ich hatte nichts dagegen. Ich hatte wahrhaftig jede Eifersucht von mir abgetan, da ich sah, wie sie ihn liebte. Und es ist einer von den wehmütig süßesten Abenden meines Lebens geblieben, jener Abend des 5. September 1898, den ich mit den seltsamen Liebesleuten Tony Türmer und Anna Schölvink in dem verrückt gewordenen Amsterdam verbrachte, wo es mehr wie je nach Tabak und Kaffee roch.

Diese beiden Importartikel, sonst das Symbol der Behäbigkeit, das mit Troddelmütze und Stangenpfeife das ideale Wappen des Spießbürgertums abgab, waren an jenem Abend ihrer Natur untreu geworden. Der Tabak gährte und der Kaffee schäumte. Mit ihnen schäumten und gährten die holländischen Philisterseelen vor Begeisterung für das achtzehnjährige Kind, das sich heute mit so gewinnender Gebärde auf den Thron seiner Väter gesetzt hatte. „Wilhelmina gaat noit verloren!“, so klang es, „Leve de Koningin! Oranje

boven!“ gröhlte es durch die Straßen. „Oranje-national!“ brüllten die heiseren Camelots, die auf Sammt- und Seidenkissen allerhand Knopflochzierden und Brochen als Andenken feilboten. Pfauenfedern und „Serrepentine“ gingen reißend ab. All der Lärm brach sich an den Häuserzeilen, rann mit dem Widerschein der elektrischen Lampen an den Fassaden herunter, floß in einen betäubenden Tumult zusammen, man saß mitten drin, jeder für sich wie in einem hohlen Faß, dessen Wände unablässig dröhnten, und wenn einer mit dem andern reden wollte, so war es, als müßte er den Kopf aus seinem Faß heraus und in das andere Faß hineinstecken, um sich verständlich zu machen. Manche aber saßen zu zweit in ihrem Faß und ließen es draußen ruhig dröhnen und hämmern. Solche zwei waren Tony Türmer und Anna Schölvink. Ab und zu sah ich auf eine Minute bei ihnen hinein, immer seltener. Als es gegen Mitternacht ging, wußte ich, daß mein Landsmann am nächsten Tag nicht in die Nieuwe Kerck, sondern nach Zaandam gehen würde. Da war ich zufrieden und rollte mein Faß beruhigt weiter.

Bis ich am andern Morgen heraus kroch, dauerte es ziemlich lang. Und noch viel länger, bis ich das Dröhnen und Hämmern los wurde.

Meine erste Sorge war, vom „Kammermeisje“ zu erfragen, wo mein Freund, Herr Türmer, sei. Ich erfuhr, daß er schon um 9 Uhr mit dem Fräulein in einem

Wagen fortgefahren war. Das also war in Ordnung.

Die „Plechtige Beediging end Inhuldiging“ in der Nieuwe Kerck war sehr schön. Nur die Luft! Das Faß, von dem ich oben berichtete, war an Stelle meines Kopfes getreten, und je lauter die Chöre und Drommeten zu der Orgel auf der Empore den Wilhelmus von Nassauen schmetterten, desto lauter und schmerzhafter dröhnte und hämmerte es in meinem hohlen Faß.

Aber Pflicht ist Pflicht. Und so fand mich auch der Abend wieder draußen, denn es stand eine großartige Illumination auf dem Programm. Ich will hier nur erwähnen, wie ich Tony Türmer wiederfand. Es war an der Singelgracht; der „Sophiaplain“ im Hintergrund glitzerte von Millionen Lichtern. Der Staub, der unter den Sohlen der wimmelnden Menge aufqualmte, stand haushoch, wie ein roter Rauch, darüber war eine Schicht von violetter Dunkel und ganz oben spannte sich der tiefgrüne Nachthimmel, in dem silbern die Mondsichel hing. Und im Hintergrund stieg die schwarze Silhouette des alten Muntturmes ruhig, wie die tote Vergangenheit selbst, in die Unruhe dieser lärmvollen Nacht empor.

Ich hatte mich mit dem Rücken gegen einen der kümmerlichen Bäume gestellt, die am Kanal entlang Natur zu markieren haben. So stand ich ziemlich lang ungepufft und ungeknufft in den vorbei dringenden Völkerschaaren.

„Guten Abend“, sagte Tony und klopfte mir auf die Schulter. Anna Schölvink stand neben ihm, fest in ihn eingehackt und eng an ihn geschmiegt.

„Na Kinder, war's schön?“

Sie sah ihn mit einem rührenden Augenaufschlag von der Seite an. Es sollte heißen: „Nun, so sag's doch du, ob es schön war!“

Tony preßte mir die Hand um den Arm und sagte nur: „Junge, Junge!“ mit einem langen Seufzer, der wie ein kurzes, nervöses Schluchzen ausklang.

„Du, steht für morgen Vormittag nicht eine Fahrt in die Zuydersee auf dem Programm?“ frug er unvermittelt.

„Jawohl, es sollen in der „Open Havenfront“ vor dem Centralbahnhof ein paar Motorboote für die bereit liegen, die sie benutzen wollen.“

„Da fahre ich mit.“

„Ja, das wird uns gut tun nach all dem Staub und all den Menschengedümpfen.“

„All right. Ich hol dich ab. Um neun?“

„Schön.“

„Du entschuldigst.“

„Bitte, keine Umstände.“

Ich hatte gesehen, wie sie leise seinen Arm an sich gedrückt hatte. Sie verschwanden in der Menge.

Andern Morgens, punkt neun Uhr, stand er vor meiner Tür, die gelblederne Reisetasche in der Hand.

„Der Wagen wartet“, sagte er. Im Flur stand Anna Schölvink und wünschte uns angenehme Fahrt. Er umschlang und küßte sie vor meinen Blicken, diesmal ohne Spur von Befangenheit. In seine Augen schossen Thränen. Sie lachte, wischte ihm mit ihrem Battisttuch die Tropfen weg und sagte:

„Närrchen! Wer wird denn gleich so nah an's Wasser bauen!“

Da zwang auch er sich zum Lachen.

„Ist ja wahr. Auf den Mittag sind wir ja wieder da.“ Und dicht an ihrem Ohr: „Ännchen! Ich hab dich ja so lieb!“

Sie schlang ihm mit leisem Jauchzen die Arme – ihre nackten Statuenarme, die weiß aus ihren Tunika-ärmeln hervorblühten – um den Hals und hing sich mit einem langen Kuß an seine Lippen.

Mir gab sie, wie einem guten Kameraden, die Hand. Dann fuhren wir.

Tony war unterwegs schweigsam. Seine Reisetasche hielt er ängstlich auf den Knien, wie vor fünf Tagen, als wir zusammen vom Bahnhof gekommen waren; und wie damals, so griff er auch ab und zu mit einer nervösen Gebärde nach seiner linken Brusttasche. Nicht, daß er aufgeregt gewesen wäre. Es prägte sich im Gegenteil in seinem Wesen eine sichere, gewollte Ruhe aus. Die Ruhe, die nach einem schweren, großen Entschlusse über einen kommt. Einmal legte er mir die

Hand auf's Knie und sah mir versonnen lächelnd in die Augen. Er wollte auch etwas sagen, brachte es aber nicht über die Lippen. Ein paar mal zog er die Uhr und sagte: „Wir kommen noch gut zurecht.“

(Schluss folgt.)

BATTY WEBER.

TAITBOUT ! PASSY ! HOTEL-DE-VILLE.

Un flot ininterrompu de gens entrait dans le bureau d'omnibus de la place de l'Étoile. Ils y passèrent tous. L'homme au gardénia qui, à demi tourné vers son ami, continue à l'entretenir de la rosserie de la petite Lydia tout en demandant d'une petite voix guillerette un numéro; la maman qui professant la théorie de l'éducation par les infiniment petits, a chargé le petit Maurice de lancer un important et crâne „deux Muette, s'il vous plaît, Monsieur“ ; le neurasthénique qui laisse tomber un souffreteux appel au secours; la provinciale pour laquelle Monsieur le conducteur de Nemours avait des attentions et qui s'avance en un dandinement quelque peu effaré, car on n'est jamais sûr de rien en ce déroutant Paris; l'émancipée personne qui se signale moins encore par la discrétion de son dévêtement que par sa voix des grands dîners de chez Cubat; la dolente jeune personne qui a connu bien des empereurs, tous et toutes enfin et quelques autres encore.

Avec un détachement dans la distribution, qui n'a d'égal que l'ironie persistante distillée par la lueur terne de son regard, le contrôleur porte une main nonchalante, tantôt aux cases qu'il remplit au fur et à mesure qu'elles

se vident, tantôt et plus souvent vers les humbles pékins qui l'implorent. Bourse, Porte-Maillot, Passy, Muette! Ce qu'il les a entendus de fois ces noms.

Il les hait d'une haine irréconciliable, irréductible, inapaisable. Chaque fois que sa main prend contact avec un de ces chiffres qui sont pour ainsi dire les délégués des pouvoirs publics, étiquetés aux noms exécrés, une titillation la serre comme une crampe.

Il les hait d'une haine autrement forte que celle qu'il a vouée à son collègue Mélin qui lui a pris sa femme.

La femme, après tout il ne la voyait et ne l'entendait que huit heures, tout au plus, par jour de vingt-quatre heures, tandis que les maudits numéros s'encadrent dans ses yeux et brûlent ses mains quand il est assis, quand il est debout, quand il est couché.

Ce dimanche-là sa haine avait atteint son paroxysme. Il se tenait à quatre pour ne pas se départir de l'élégance narquoise et de la distinction qu'imposent à tout contrôleur qui se respecte, les traditions des bureaux. Mais vers cinq heures l'agacement qui le minait avait opéré de tels ravages, qu'il ne recula pas devant une supplication adressée au ravisseur Mélin. „Voulez-vous faire ma besogne jusqu'à demain, je me sens mal à mon aise.“ Mélin tressaillit; que se passait-il? Hulin lui parlait et de quelle voix! „Cher ami, balbutia-t-il, croyez que . . . Mais certainement; Comment donc Soignez-vous, cher ami.“

Il n'avait pas achevé que déjà Hulin s'était précipité au dehors et courait chez lui, pour ôter l'odieux uniforme qui le rendait mère et nourrice des innombrables enfants qui renaissaient comme les têtes coupées de l'hydre.

Il avait bien fait de ne pas perdre de temps, car déjà Mélin regrettait son bon mouvement, se frappait le front et murmurait, tout en jetant avec moins de grâce moqueuse que son collègue, les numéros: „Je suis roulé. Pour sûr que sa femme lui a pardonné.“ Car il n'étonnera personne que sa femme qu'il ne voyait et n'entendait que le temps que mesure le tiers du tour de cadran, ne lui avait jamais pardonné sa propre trahison.

Mais Hulin se fichait de sa femme et de Mélin, et de toutes les femmes et de tous les Mélin du monde. Il se sentait bien à l'aise, tel un professeur qui s'est mis au vert, dans un paletot moelleux que sa mère lui avait envoyé pour ses étrennes. Ses poumons se dilataient, sa bouche s'ouvrait et se fermait comme le cœur d'une femme impressionnable; ses mains battaient l'air, comme pour bien s'assurer qu'elles ne rencontreraient pas à leur portée de ces sacrés „individus“; ses yeux erraient affolés de lumière et n'osaient s'arrêter que sur du vide, de peur de reconnaître un client.

Et peu à peu l'invincible nostalgie s'emparait de lui, de parcourir les distances qui s'accumulaient en puissance dans ses cases, les distances, dont la quintessence s'en-

fermait dans un de ces bouts de carton qu'il considérait comme des ennemis personnels, d'être libre enfin, de jouer des coudes, de voir du pays.

Il commença par le nom qui l'exaspérait le plus, Muette-Taitbout. Il releva son col pour que le conducteur ne le reconnût pas, dédaigna d'invoquer sa qualité qui l'eût soustrait au paiement de la place, exhiba six sous sans demander de correspondance. Il ferma les yeux et rêva délicieusement. Il vivrait désormais dans le rayon que circonscrivaient les têtes de ligne. Il serait délivré de son cauchemar. On ne saurait pas ce qu'il était devenu, et tranquillement il se promènerait dans les omnibus familiers, comme ce fameux sergent qui fut de service à l'Elysée de Monsieur Grévy le jour même où il avait égorgé sa maîtresse.

L'omnibus s'arrêtait. Il le quitta précipitamment et prit le frère de lait de celui-ci, grimpant cette fois à l'impériale.

Il voulait connaître toutes les sensations, goûter toutes les jouissances. Rabattant son chapeau, relevant son col, il resta perdu dans d'interminables méditations, jusqu'à ce que l'omnibus stoppa. Il n'éprouva pas la moindre lassitude à renouveler le même manège avec les autres omnibus, au contraire la volupté s'accroissait avec l'entraînement. Il nageait dans du bonheur.

Les genoux brisés, les dents claquant de froid, l'œil hagard, il rentra chez lui; il n'eût pas la moindre secousse en entendant la voix de Mélin, qui tremblant d'effroi s'exclamait : „Le voilà qui rentre!“

Sans les déranger, il rechercha sa chambre comme un homme un peu ivre, se coucha grelottant de fièvre et de bonheur et passa, au bout de douze heures, la durée du service, au milieu de visions grandioses, où des omnibus monstrueux avec des gueules béantes et des queues qui rasaient le sol, s'escaladaient les uns les autres et s'entassaient, et le long des escaliers il se voyait monter, sans fatigue cette fois et sans fièvre, et franchir triomphalement le seuil, bordé d'aurore et de couchant du ciel ouvert, où trônait le Tout-Puissant.

Mais il faillit se fâcher et revenir à la vie, quand il eut aperçu aux mains du Seigneur une immense pancarte criblée de numéros et qui portait en lettres flamboyante: Omnibus Terre-Ciel. Le Seigneur le calma en lui affirmant que cet omnibus-là tous les vivants sans distinction le prendraient, et qu'il n'y avait qu'un conducteur et qu'un contrôleur 99.

PAUL LÉVY.

ZWEI TAGE.

Es war an einem kühlen Maienmorgen,
als ich zuerst dir in die Augen schaute,
und meiner Nächte Sehnen dir vertraute,
als du an deinem Leibe mich geborgen.

Ich wuchs, und meine wachen Sinne glühten
dir jeden Morgen fruchtbar froh entgegen.
Es kam die Lieb zu uns auf tausend Wegen,
und jeder Weg war eine Welt von Blüten.

— — Es war an einem andren Maientage.
Ich sass, du standest unterm Ahornbaume,
dein weisser Leib erschien mir wie im Traume.
In meinem Blute sang die alte Klage:

„Wenn meine Liebe stirbt, wirst du es fassen?
Du wirst erschüttert stehn und weinend winken.
Ich darf noch einmal deine Schönheit trinken,
dann aber muss ich grausam dich verlassen.“

FRANZ CLEMENT

VERS LE PAYS DU RÊVE.

Viens! mon carosse d'or pour t'emporter attend,
 Attelé de chevaux aux flottantes crinières,
 Sur la route où jamais nulle ombre ne s'étend,
 Ni se creusent d'ornières.

Car j'ai pour toi là-bas en pays ignoré
 Elevé le palais qui convient à l'amante,
 Planté l'if cajoleur et le saule éploré,
 Semé de fleurs la pente.

Nous marcherons nu-pieds, vêtus de peplums blancs
 Sur le sable d'argent parfumé par la brise,
 Cueillir l'œillet lascif aux pétales sanglants
 Et dont l'odeur nous grise.

Le soir quand sur les prés où sommeillent les fleurs
 Rêvant leur rêve pur, la frêle sylphe danse,
 Je chanterai tout bas au son du luth en pleurs
 Quelque triste romance;

Tandis que sur la mer, déferlant à nos yeux,
 La galère balance au vent qui la caresse
 Apportant pour la nuit la volupté des dieux
 Dans nos cœurs en ivresse.

PAUL REISER.

EIN LUXEMBURGISCHES WÖRTERBUCH.

Für den denkenden Leser ist die Lektüre eines solchen Buches eine Offenbarung der Eigenart unseres Völkchens, wie sie ihm aus keinem andern aufgehen konnte. Was ihm sonst im Leben nur hie und da, und dann noch unvollkommen zum Bewusstsein gelangte, das tritt ihm hier klar vor Augen; der Wortschatz ist wie ein Spiegel, der mit mathematischer, unbewusster Genauigkeit das Denken und Trachten, die Art und Unart einer Nation zurückstrahlt.

Es liest sich auch nicht wie ein französisches oder englisches Wörterbuch. Ein Dialektwörterbuch ist eben etwas anderes. Man setzt sich hin und blättert darin, und plötzlich lacht uns ein Wort entgegen, das früher einmal an unser Ohr geklungen, lang, lang ist's her; und es ist, als schimmern goldige Ginsterblumen vor uns auf, oder als dufte Schilf auf besonnten Strassen unter wallenden Prozessionen; all die unbestimmte, unendliche Sehnsucht der Kinderseele wird wieder in uns lebendig.

So lässt man sie denn eines nach dem andern vorbeiziehen, eine bunte Reihe von wunderlichen Gestalten. Traute, schüchterne Wörtchen aus Garten und Küche und Stube, gute Bekannte, die uns so gar linkisch anmuten in dem schwarzen Kleid ihres Schreibbildes; Kinderreimchen aus fernen Tagen, die neckisch und täppisch neben den Verständigen einherlaufen; unscheinbare Wörter, welche die stolze Schriftsprache nicht kennt, und die sich seit grauer, germanischer Urzeit in den Dialekten herumtummeln. Auch feine Leute sind drunter, halb luxemburgisch und halb französisch, nach der Art von denen, die Koseng Ficelle aus den Kirmesgescht von Paris mitgebracht hat; und dann die Unmasse grober Burschen, die sich eigentlich in ordentlicher Gesellschaft

nicht sehen lassen sollten, und denen man doch heimlich die Hand drücken möchte, weil sie so brav heraus sagen, was wir alle denken.

Die Herausgeber des luxemburgischen Wörterbuchs haben sich den Dank des Landes verdient. Obschon sie auf Grund der umfangreichen Manuscripte der HH. Konsul Weber und E. de la Fontaine (Dicks) arbeiten konnten, gehörte doch ein wahrer Bienenfleiss dazu, diesen Grad von Vollständigkeit zu erreichen. Dass die meisten den Nebenmundarten eigentümlichen Wörter und dabei sehr interessante, nicht gebracht werden konnten, ist zwar sehr bedauerlich, doch fehlt kaum ein Ausdruck der Stadtmundart und der *κοινή*, d. h. der durch das ganze Land besonders von Beamten gesprochenen, und die dialektischen Idiotismen vermeidenden Gemeinsprache. Auch die Sorgfalt, womit die Bedeutung der einzelnen Wörter definiert und durch Redensarten erläutert worden ist, ist in Anbetracht der Schwierigkeiten, die diese Aufgabe bietet, sehr hoch anzuschlagen.

Daneben ist das Buch aber auch eine wissenschaftliche Arbeit und will als solche beurteilt werden. Es wird zwar in der Einleitung als eine blosse Materialsammlung bezeichnet, als ein Beitrag zu einem demnächst in streng wissenschaftlichem Sinn herzustellen grossluxemburgischen Wörterbuch, und scheint so von vornherein der philologischen Kritik die Spitze abbrechen zu wollen. Nun liegt aber in dem zweifachen Bestreben, eine einigermaßen phonetische Rechtschreibung anzuwenden, und durch Heranziehen des allgemein germanischen Wortschatzes die Stellung unseres Dialektes unter den deutschen Mundarten zu beleuchten, eigentlich ein Anspruch auf einen gewissen Grad von Wissenschaftlichkeit, unter dem das Buch nicht bleiben durfte. Es fragt sich, ob es diesem Anspruch gerecht wird.

Die Rechtschreibung, für die man sich entschieden, soll sowohl das Muster einer praktischen, für Dialektschriftsteller verwendbaren Orthographie, als eine möglichst genaue Wiedergabe unseres Lautsystems sein. Inwiefern sie die erste Forderung befriedigt, will ich

hier nicht untersuchen. Der andern ist sie entschieden nicht nachgekommen, auch wenn man von der Bezeichnung phonetischer Feinheiten mit Recht absieht.

Nehmen wir für einen Augenblick die dem Werke vorausgeschickte Rechtschreibungstabelle rückhaltlos an; so muss man sich über die Masse von Nichtbeobachtungen derselben wundern. *l*, *m*, *n* soll den sogenannten Schwebelaut bezeichnen in *Batteralzem* (Wermut), *dompech* (schwül), *Bank* (Bank-Geldinstitut); daneben stehen aber die Wörter *Alter* (Alter), *dämpech* (rauchig), *Bänk* (Bank zum Sitzen) und eine Unmenge anderer ohne Schwebelaut, obschon die Aussprache absolut identisch ist. Das gleiche gilt für die Bezeichnung des Endkonsonanten einer Silbe; man weiss, dass stimmhafte Konsonanten wie *d*, *g*, *w* stimmlos werden, also *t*, *ch*, *f*, wenn sie ans Ende des Wortes oder einer Silbe treten; so sagt man: *e roude* Füss, aber: *en as rouf*. Dieser Unterschied ist teils bezeichnet, z. B. *Scheif*, *Scheiwen* (Scheibe), *Schêt*, *Schêden* (Scheide); teils wieder nicht: *Rib* (Rübe), *Schuod* (Schade). Solche Inkonsistenzen begegnen uns auf Schritt und Tritt. Nebeneinander stehen *brâv* (brav) mit langem *â* und *daf* (taub) mit kurzem, *Grêf* (Mistgabel) mit kurzem *ê*, und *häfech* (häufig) mit kurzem *ä*, obschon es derselbe Vokal ist. Ebenso unerklärlich sind *Dir* (Türe), *Bur* (Brunnen) mit langem *i* und *u* und andere; *ö*, das nach der Tabelle nur dann stehen soll, wenn ein *o* im Stamme ist, wie bei *völlech* (völlig), steht z. B. in *Fösch* (Fisch) *Gepöff* (Pfeifen), wo das gar nicht der Fall ist.

Nicht minder verwirrt ist die Darstellung der verschiedenen Laute schon in der Tabelle selbst. Derselbe Laut wird mit *e* in *Mæstrauen* (Misstrauen) und *ö* in Wörtern wie *mössen* (missen) bezeichnet, wo *e* völlig genügt hätte; *ö* kann uns nur ein falsches Bild geben, weil es Lippenrundung verlangt, die hier nicht eintritt; man vergleiche das deutsche *Löffel* mit *Gepöff*. *è* in *fètt* (fett), *Frèsch* (Frosch) wird als geschlossen, *é* in *Rén* (Regen) dagegen als offen bezeichnet, obschon das gerade Gegenteil stattfindet; *au* wird als Diphthong, *ou* als gebrochener Vokal angesehen;

weshalb, ist nicht klar; beide sind Diphthonge, die aus a, resp. o und u zusammengesetzt sind; das o in ou (z. B. Moud = Mut) ist ebenso lang wie das a in au (z. B. haut = heute). Auf alle diese und ähnliche Fälle einzugehen, wäre zu langwierig.

Ich möchte aber auf eine Inkonsequenz hinweisen, die von grosser Wichtigkeit ist, insofern sie eine für das ganze luxemburgische und sogar mittelfränkische Gebiet charakteristische Akzentscheinung betrifft. Ich meine die sogenannte Korreption. Man vergleiche die Wörter Hârt (Gebüsch) und hârt (hart), oder Bâm (Baum) und Râm (Rahm), so findet man, dass das â in hârt und Râm kürzer ist als in Hârt und Bâm, ohne jedoch ganz kurz zu werden wie im deutschen „hart“ oder „Stamm“. Diese eigenartige Kürzung des Vokals, resp. Diphthongs, Korreption genannt, wird hervorgerufen durch mehr oder weniger energischen plötzlichen Verschluss der Stimmritze, der in der Phonetik durch ein Häkchen (') bezeichnet wird; also hâ'rt, Râ'm. Sehr fühlbar wird diese gestossene Betonung, wenn man einen alten Stockdiekircher Wörter wie gô't (gut) Fê's (Füsse) aussprechen hört. Das Interessanteste ist, dass das Eintreten dieser Korreption, wenigstens in der Viandener Mundart, die ich spreche, nach genauen Gesetzen geregelt ist. Das wird auch mit einigen Abweichungen für den Rest des Landes zutreffen. Bei den Siebenbürgern besteht sie nicht, wie ich mich durch persönlichen Verkehr überzeugen konnte; auch erwähnt keiner ihrer Philologen eine ähnliche Erscheinung.

In diesem Punkte nun lässt das Wörterbuch uns vollständig im Stich. Bei den Diphthongen markiert es den Unterschied (Haût-die Haut – haut-heute, u. s. w.), nicht aber bei den langen Vokalen; da stehen nebeneinander Bâm (Baum) und Hâm (Schinken) – brêt (breit) und Brêt (Breite) – êssen (essen) und hês (heiser), u. s. w. In Rén (Regen), Bâm (Bäume) hat es den korripierten langen Vokal durch einen kurzen bezeichnet, was ebenso falsch ist.

Und nun die Frage der Etymologie. Nach der Einleitung will man nur in beschränkter Masse darauf eingehen, augenscheinlich nur dort, wo sie irgend eine Lauteigentümlichkeit oder überhaupt

ein ganzes, in der deutschen Schriftsprache nicht bestehendes Wort erklären kann. Da möchte man nun wieder mehr Ordnung haben. Es werden manche Wörter angeführt, wo wir vergebens nach einer Etymologie suchen, und die doch altes, wenn auch aus der Schriftsprache verschwundenes Sprachgut sind; so z. B. *liewech* (lebendig) = mittelhochdeutsch *lëbec* – *dê* (überreif = mhd. *teic*, durch Fäulniss weich – *M'iedem* (der dritte Teil der Ackerschar) = mhd. *mêdeme*, abgabe, die auf grundstücken ruht – *idderzen* (wiederkäuen) = mhd. *iterücken* – das *n* in *'Elen* (Ele) aus mhd. *elne*, griechisch *ὠλένη* „Ellenbogen“ – und andere. Manche werden falsch erklärt, wie *alt* in der Wendung *t'ass alt lânt*, das auf mhd. *allez* = neuhochdeutsch dialektisch als zurückgeht, und nicht auf mhd. *halt*. Vgl. mhd. ein kleines *hûs* = lux. *ent klengt Haûs*.

Auffallend sind die vielen angelsächsischen und neuenglischen Wörter, die oft ohne Ursache zum Vergleich herangezogen werden, noch auffallender der in der Einleitung vorausgeschickte Satz, dass unser Dialekt dem moselfränkischen eingereiht wird, aber namhafte romanische und *angelsächsische* Elemente enthält. Es wird also behauptet, unser Dialekt sei zwar ein moselfränkischer, unterscheide sich aber von den andern moselfränkischen Mundarten dadurch, dass er namhafte romanische und namhafte angelsächsische Elemente enthält. Das ist nichts anders als eine neue Aufstellung der alten Theorie, unsere Sprache habe grosse Verwandtschaft mit dem Angelsächsischen und Englischen. Die historischen Gründe, auf welche sich diese Ansicht stützt, habe ich hier nicht zu untersuchen. Vom rein sprachlichen Standpunkt aus scheint sie mir auf der falschen Interpretation einer zweifachen Tatsache aufgebaut zu sein, nämlich 1) dass wir Wörter besitzen, die sich im Englischen, nicht aber in der deutschen Schriftsprache wiederfinden; 2) dass viele unserer Wörter die englischen, nicht die hochdeutschen Laute haben. Beide Konstatationen sind zweifellos richtig. Nur hat man dabei vergessen, 1) dass die betreffenden Wörter, wenn auch nicht in der deutschen Schriftsprache, so doch in den deutschen, sogar oberdeutschen Dialekten vorkommen, oder

wenigstens dort mhd. vorgekommen sind; so z. B. Dännebuert (Tannenholz), engl. board, aber auch mhd. bort, desgl. guet (Patin), hãm (Schinken) kallen (sprechen) usw.; das Fehlen dieser allgemein germanischen Wörter in der deutschen Schriftsprache beweist also nicht im geringsten den spezifisch angelsächsischen Charakter derselben; 2) dass die teilweise Übereinstimmung unseres Konsonantensystems mit dem englischen auf einem Umstand beruht, der nichts mit dem Angelsächsischen zu tun hat. Es ist das die sog. hochdeutsche Lautverschiebung, welche im 6.—7. Jahrhundert die suddeutschen (hochdeutschen) von den norddeutschen (niederdeutschen) Mundarten getrennt hat und bei uns (dem Grenzvolk) eben nur teilweise gewirkt hat. So sind wir für diesen Teil der Konsonanten auf der nd. Lautstufe stehen geblieben, während die andern hd. Lautform angenommen haben. Diese Lautverschiebung hat das Angelsächsische nicht berührt und folglich muss sich der erste Teil unserer Konsonanten mit den englischen decken. So haben wir z. B. d, w, p, wie im Englischen, wo die hochdeutsche Schriftsprache t, b, pf hat; Dâch = engl. day = hd. Tag — Iwel = engl. evil = hd. Übel — Pân = engl. pan = hd. Pfanne; hingegen z. B. ss oder tz (mit einigen bekannten Ausnahmen: wât, dât, u. s. w.), ch, gerade wie im Hochdeutschen, wo im Englischen t und k steht: Wässer = hd. Wasser = engl. water — glêich = hd. gleich = engl. like. Alle diese Eigentümlichkeiten kommen übrigens nicht bloss dem luxemburgischen, sondern dem ganzen moselfränkischen Dialekt zu. Unsere Mundart hat sich als moselfränkische Mundart ohne wahrnehmbaren angelsächsischen Einfluss entwickelt. Die Zugehörigkeit derselben zum Mittel- und demnach zum Hochdeutschen ist bis jetzt von allen ernstern Philologen, insbesondere auch von den Siebenbürgern angenommen worden.

Das sind die berechtigten Vorwürfe, die man dem Buche machen kann. Doch dürfen wir nicht zu sehr darauf pochen. Der Wert desselben liegt eben in der relativen Gründlichkeit, womit das Material gesammelt und definiert worden ist. Den so geordneten Stoff wissenschaftlich zu verarbeiten, das soll die Auf-

gabe des nächsten Wörterbuches sein. An guten Vorbildern fehlt es nicht; wir haben das Elsässische von Martin und Lienhart und das Schweizerische von Staub und Tobler, um uns den Weg zu zeigen. Nur möge man sich die Sache nicht zu leicht vorstellen. Ein solches Idiotikon ist ein Riesenwerk, an dem eine ganze Phalanx von zum Teil wenigstens philologisch gebildeten Leuten Jahre lang zu arbeiten hat. Noch sind die nötigen grammatischen Vorarbeiten in den einzelnen Nebenmundarten nicht vorhanden und es fehlt an einer sprachlichen Untersuchung unserer Urkunden. Es wird also wohl noch ein Weilchen dauern, ehe an ein solches Unternehmen zu denken ist.

Dass es aber eine Pflicht für das Land ist, damit Ernst zu machen, daran ist kein Zweifel. Mit Bedauern müssen wir sehen, wie die philologische Wissenschaft an den Grenzen unseres Ländchens Halt macht, weil bis jetzt, von einigen ältern Werken abgesehen, noch keine zuverlässige Arbeit bei uns geliefert worden ist, auf der sie weiter operieren könnte. Wenig schmeichelhaft ist es auch für uns, festzustellen, dass unsere Siebenbürger Landsleute, die eine ganze Reihe von geschulten Dialektforschern besitzen, die ersten und einzigen waren, die unser Sprachmaterial nach modernen Methoden durchforscht haben. Bis jetzt ist viel Gutes getan worden, um uns die Kultur und Wissenschaft der grossen Nachbarnationen näher zu bringen, zu wenig aber, um das Gut, das unser Land birgt, für die allgemeine Kultur und Wissenschaft zu erschliessen. Für den geistig gebildeten Luxemburger, der mehr als ein Geniesser sein will, gibt es kaum eine schönere Lebensaufgabe, als in diesem Sinne nach dem Masse seiner Anlagen und Kräfte mitzuwirken.

RENÉ ENGELMANN.

UN ÉCRIVAIN CATHOLIQUE: JORIS-KARL HUYSMANS.

Notre article sur les **Foules de Lourdes** était déjà sous presse quand nous arriva la nouvelle de la mort d'Huysmans. La sereine résignation avec laquelle le grand écrivain attendit le moment de la fatale délivrance, n'a rien qui surprenne les familiers de son œuvre. Le dégoût des joies terrestres et l'incurable pessimisme qu'il éprouva devant les plates tristesses de notre existence, sont précisément les sentiments qui ne l'ont jamais quitté et dont la poignante sincérité ne saurait être mise en doute. Aux approches de son agonie il ne sera rappelé le cri que poussait Des Esseintes, le héros d'**A Rebours**, au milieu de ses cauchemars : „Est-ce que cette fange allait donc continuer à couler et à couvrir de sa pestilence ce vieux monde où ne poussaient plus que des semailles d'iniquités et des moissons d'opprobres.“ Et en même temps il aura vu l'essaim lumineux des anges s'introduire dans sa chambre de malade, comme ils l'avaient fait jadis pour **Sainte Lydwine de Schiedam**, dont il s'était fait le pieux et naïf hagiographe : „Ils flambaient, revêtus de draperies de flammes bordées d'orfroi en ignition, et les bluettes de fabuleuses gemmes couraient sur le feu mouvant des robes.“

L'humeur atrabilaire et la sombre misanthropie où le jetaient les crises aiguës d'une gastralgie compliquée de névropathie dont il souffrit toute sa vie, se révèle dès ses premiers romans. **Sac au dos**, le récit le plus navrant des **Soirées de Médan**, les **Soeurs Vatard**, **En Ménage**, **A vau-l'eau** sont des oeuvres empreintes d'un naturalisme autrement logique que celui de Zola ; elles impliquent en tout cas une conception bien plus méprisante des choses humaines. Pour mieux rendre la désolante incohérence, le monotone

et stagnant ennui de l'existence, la foncière insignifiance de la vie, Huysmans écrit au petit bonheur, rejetant toute espèce de plan et d'ordonnance logique, tout artifice de composition. Dans les romans de Zola il se passe au moins quelque chose ; la curiosité y est tenue en éveil par l'attente que provoquent les progrès inquiétants que font dans l'homme et hors de l'homme les ravages d'une passion malfaisante. Il n'y a rien de tel chez Huysmans ; il laisse le lecteur piétiner sur place. Tout au plus pourrait-on dire que **Sac au dos** est l'histoire d'un monsieur affligé d'une diarrhée chronique et préoccupé uniquement du désir de se soulager en un endroit propre, qu'**En Ménage** est l'histoire d'un monsieur qui ne peut se résigner à coucher seul, qu'à **Vau-l'eau** est celle d'un monsieur qui enrage de ne pouvoir trouver, dans l'immense gargote qu'est Paris, un seul bifteck mangeable. C'est bien à tort qu'on a accusé Huysmans de s'être délecté à prendre ce „bain de bêtise et de crapule“. Le plaisir qu'il éprouva à la peinture des laideurs et des vulgarités de la vie, ce fut la satisfaction hautaine de l'artiste qui se dit que l'intérêt de son œuvre ne vient pas du sujet qu'il traite, mais de son interprétation littéraire.

A partir d'**A rebours**, Huysmans chercha à s'évader des platitudes de la vie, si entièrement dépourvue de mystère. Il se réfugia d'abord dans les raffinements extravagants d'une vie tout artificielle, qui n'était qu'une parodie baroque et forcenée de l'existence humaine, parodie qui fut prônée par les esthètes et les décadents de l'époque comme une vraie fontaine de jouvence. Mais le refuge qu'il s'était ouvert fut englouti à son tour par „les vagues de la médiocrité humaine“. Le forçât de la vie, fourvoyé un moment dans les orgies diaboliques des messes noires (**Là-Bas**), se tourna alors vers „le Décloué du Golgotha“. La croyance à une vie future pouvait seule l'apaiser. Hélas, c'était un cœur bien ulcéré, bien déliquescant que Huysmans vint offrir à Dieu. Mais il se découvrit bientôt des forces insoupçonnées. **En route, La Cathédrale, L'Oblat, Les Foules de Lourdes** : voilà les stations du calvaire qu'il gravit

plein de componction et de ferveur religieuse. L'Église a donc conquis Huysmans; malheureusement Huysmans n'a pas réussi entièrement à conquérir l'Église. Certaines âmes pieuses ne sont toujours défiées de lui, et cela s'explique.

La religion d'Huysmans est avant tout une religion d'art. On a pu voir dans notre article sur les **Foules de Lourdes**, combien il a été froissé dans la ville pyrénéenne dans son goût des belles architectures et des belles peintures. Ce qui le décide à se faire conférer l'oblation par les bénédictins, c'est que toute la vie de l'abbaye se contentre en cet unique souci : reconstituer, tels qu'ils étaient aux siècles brillants de l'Église, la liturgie, le cérémonial, le plain-chant grégorien. Le cas d'Huysmans semble donner raison à ceux qui ne voient dans le catholicisme qu'un christianisme paganisé. Certaines saillies de cet oblat improvisé témoignent d'ailleurs d'un esprit d'indiscipline ou d'intransigeance qui déconcerte. Tirant de certains enseignements de l'Église des conséquences inattendues et les suivant jusqu'au bout, il pousse la logique volontiers jusqu'au défi.

Ce n'est pas seulement sur la qualité de sa religion qu'on exprima des craintes, mais encore sur la vertu de son expression. La copieuse et truculente rhétorique qui avait si bien servi l'ancien naturaliste, n'a rien perdu de son éclat et de sa vigueur dans ses livres soi-disant mystiques. Or — cela tient-il à la dangereuse et compromettante affinité que signale Brunetière entre les procédés naturalistes et ceux du Vaudeville, de la farce? — il se trouve que l'irrésistible force comique qui est inhérente au style criard et volontiers charlatanesque d'Huysmans, n'est point amortie par le caractère vénérable des cérémonies cultuelles et des exercices spirituels dont, après sa conversion, il fit la matière de ses romans. M. Ernest-Charles supplia Dieu, un jour, de ne pas attirer complètement, irrémédiablement à lui son cher Joris-Karl, de ne pas laisser se perdre totalement dans les régions, aussi éthérées que brumeuses, de la mystique, le grand poète épique de la vulgarité de la vie". Eh bien, cette demande, Dieu ne l'a que trop com-

plaisamment accordée. Le pittoresque trivial et satirique qui s'étale, comme nous l'avons montré dans les **Foules de Lourdes**, le prouve abondamment. Et c'est ce qui a fait croire à beaucoup d'âmes chrétiennes que la grâce a peut-être éclairé la raison d'Huysmans, mais qu'elle n'a point touché son cœur.

JOS. HANSEN.

DEUTSCHE LITTERATUR.

(MONATSRUNDSCHAU).

Zwei neue Novellenbände: ein neuer *Hesse* und ein neuer *Schnitzler*.¹⁾

Der Hesseband trägt den Titel „Diesseits“ und den Untertitel „Erzählungen“. Er enthält fünf Schöpfungen, wie man sie vom Dichter des „Peter Camenzind“ und des Schulromans „Unterm Rad“ erwarten konnte; wirkliche Naivität bei sorgsam kultiviertem Kunststil, wirkliche Liebe zu den Menschen und Dingen und ein starkes vollsinnliches Verhältnis zur Natur, daraus resultierend unendlich viel innerliche Poesie: Hesse ist im Grunde ein Idylliker, und alle gestalteten Lebensgegensätze dienen ihm augenscheinlich nur dazu, die idyllischen Zustände stärker hervortreten zu lassen. Das Psychologische steuert einzig und allein auf dieses Ziel zu. Bei aller Natürlichkeit hat Hesse eine eigentümliche Nervosität und trotz seiner schlaffen Komposition Stärke in der Steigerung. Neben Johannes Schlaf schreibt Hesse die ungewundenste deutsche Kunstprosa von heute: eine wunderbar klare, durchsichtige, so gar nicht bücherne Sprache. Sein ganzer Erzählstil ist eine teilweise Überwindung des Naturalismus durch Anlehnung an die grossen vornaturalistischen deutschen Erzähler. Manier hat er bereits sehr stark, speziell in den gedrungenen Naturbeschreibungen, wo er mit der grössten Freiheit anthropomorphisiert: ZB. „erste *scheue* Blitze rissen zuckend durch das

¹⁾ *Herrmann Hesse*: Diesseits: Erzählungen, geh. 3,5 M. geb. 4,5.
Artur Schnitzler: Dämmerseelen, Novellen, geh. 2 M. geb. 3 M.
 beide im Verlage S. Fischer, Berlin.

schwärzliche Grau“ — „oder der Regen quoll in *leidenschaftlichen* Stößen aus den Mündungen der Traufen.“ Es muss einem Litteraturschalk auf die Finger brennen, diesen auch in andern Dingen bereits etwas starr gewordenen Hessestil zu parodieren.

Für die beste Erzählung des vorliegenden Buches halte ich die „Marmorsäge“; darnach kommt direkt der „Lateinschüler“: — trotz der berückenden Feinheiten im letzten Teil kann ich „Heumond“ nicht so hoch stellen; das Reinmenschliche dieser Erzählung scheint mir nicht zwingend genug, das Erwachen aus dem erotischen Unbewussten nicht so einfach vor sich zu gehen.

Mit welcher Wärme ich trotz dieser Ausstellungen den neuen Hesse empfehle, das kann man wohl erraten.

Artur Schnitzlers neuer Novellenband heisst „Dämmerseelen“. Einiges vom Schicksal, von der Moira, von dem Wunderbaren eines spezifischen Wiener Katholizismus. Die Menschen dieser fünf Kunstwerkchen sind Verführte, im Dämmer Tappende; zu viel Licht und zu viel Dunkelheit hat sie gleichermassen geblendet. Es ist nicht der Schnitzler des „Reigen“, der hier dichtet; er ist wehmütiger, dabei ironischer geworden. Keine helle schneidige Traurigkeit mehr wie vormals in der Todesgeschichte „Sterben“; keine spielerische Erotik, auch kein Witz, aber auch kein Humor, sondern superiore Nachdenklichkeit mit Charge und Karrikatur — schon bemerkbar in seinen zwei letzten Dramen „Zwischenspiel“ und „Der Ruf des Lebens“ — dazu Mystizismus. Seine Prosa hat mehr Mark bekommen; man spürt etwas wie Schulung an Kleists und Halms Novellenstil. Das ganze Buch ist eine der besten Gaben des starken und sicheren Dichters Schnitzler, der Natur von jeher mit intensivster und sorgfältigster Kunst gepaart. Den tiefsten Sinn der fünf Novellen hat „Das Schicksal des Freiherrn von Leisenbogh“; hier streift die Behandlung des Wunderbaren am wenigsten an reines Artistentum; rein menschlich, wenn auch nicht technisch höher steht die in raschestem Tempo niedererzählte Episode „Das neue Lied.“

Unter dem Titel „Verse zu meinem Leben“ gibt *Ernst von Wolzogen* seine gesammelten Gedichte heraus, bei Fontane in Berlin. Er reiht sie an einer kuriosen, ab und zu zynisch ungeschminkten, genügend naiven Autobiographie auf, die mitsamt den Gedichten endlich zeigen könnte, dass der viel gescholtene Überbrettler mehr als jene Mischung von Geschäftsmann und fahriger Existenz ist, die Bierspiesser und Ordnungslitteraten in ihm sehen wollten. Er hat seine Zeit intensiv miterlebt; nicht übermässig tief, aber klug und energisch in ihr mitgewirkt und des Lebenswerten so viel mitgemacht, dass man ihm seine stark kritiklose Raschheit gründlich verzeihen kann. Wer nicht verzeihen kann, da wo er Ehrlichkeit findet, die statt mit Pose, mit Humor getragen wird, der hat alle Abschätzungsgabe verloren. Wolzogens Verse sind ungleich; am besten die bekannten Brettlieder und einige anspruchslose feine Liebeslieder.

Langens „März“ hat sich schnell durchgesetzt; das 9te Heft enthält unter anderm eine beachenswerte Novelle von Jakob Schaffner.

Der Weimarer Duodezlitteraturpapst Adolf Bartels hat eine kleine Schrift „Deutsche Litteratur, Einsichten und Aussichten“ herausgegeben, die er durch seinen Yerleger gratis an Interessenten versenden lässt. Wer früher von Bartels etwas erhoffte – zu denen zählte auch einmal der Schreiber dieser Zeilen – kriegt zu seinem Bedauern in dem Broschürchen von Bartels selbst ein ausgezeichnetes Mittel an die Hand, um einen zwischen halbem Verfolgungs- und Grössenwahn hin und herpendelnden don Quixote in Reinzucht kennen zu lernen. Bartels macht seinen kleinen Karl Bleibtreu.

Reinhardts „Kammerspiele des deutschen Theaters“ schlossen mit einer Aufführung von Hebbels grosser Dichtung „Gyges und sein Ring“, die nach den Berichten zu schliessen sehr gelungen war. Jedenfalls *ein* Zeichen in dem man siegen wird, ist damit gegeben.

FRANZ CLEMENT.

BIBLIOGRAPHIE.

Jules Gross. — **Théoduline, poème valaisan.** Collection des poètes français de l'étranger publiée sous la direction littéraire de Georges Barral. Paris, Fischbacher, 33, rue de Seine. — 1 vol. illustré par F.-L. Ritter. 4.50 fr.

L'excellente collection des poètes français de l'étranger, que dirige avec tant de compétence le très distingué lettré qu'est M. Georges Barral, vient de s'enrichir d'un douzième volume. Inaugurée en 1897 elle recueillit les œuvres poétiques d'entre les plus remarquables dues aux écrivains belges de langue française. C'est grâce à elle que Valère Gille, Iwan Gilkin, Albert Giraud, Fernand Séverin, sont connus et consacrés, qu'André van Hasselt est sorti de l'oubli, que s'acheminent vers la notoriété Paulin Brognaux et Adolphe Hardy!

Délaissant les plaines de Belgique après cette riche moisson, M. Georges Barral nous fait à présent goûter la saveur agreste et très particulière de la poésie helvétique. L'œuvre de Jules Gross, chanoine régulier de l'hospice du Grand-Saint-Bernard, ne s'analyse ni ne se laisse critiquer; il faut l'éprouver; elle est très simple, très candide, très naïve et très belle; elle est patriarcale comme les mœurs qu'elle célèbre, et délicieusement peu compliquée. Elle déplaira peut-être aux intoxiqués de la littérature, mais elle plaira aux vrais lettrés.

Nous savons gré à Georges Barral de ce nouvel effort. Depuis dix ans qu'il se consacre à cette tâche d'expansion de la langue française il n'a pas faibli un seul instant. Sa modestie égale son mérite, et son dévouement est sans borne. Après la Suisse il nous fera connaître le Canada, les Antilles, l'Amérique du Sud, l'Australie, l'île Maurice, etc., tous îlots de langue et de mentalité françaises de par le monde. Nous le retrouverons encore, toujours sur la brèche et inlassable.

M. N.

J.-J. van Dooren. — **Premiers vers.** — G. Everling, Arlon. (Une plaquette, fr. 0,50)

„Premiers vers“! On se méfie. — Le nom de l'auteur: On se rassure: bon sang ne peut mentir. Et on songe que le fils de ce très fin et très délicat érudit qui, de concert avec M. Fonsny, dota la littérature française de la plus parfaite de ses anthologies, ne saurait déroger littérairement.

Et à lire cette mince plaquette, c'est un enchantement. Non que l'œuvre soit parfaite: Messieurs van Doren nous en voudraient de le prétendre. Mais il est émouvant de penser que cet enfant, que voilà à présent élève de rhétorique et qui par conséquent écrivit ces vers entre quinze et dix-huit ans, posséda dès cet âge et à un degré aussi remarquable, l'instrument poétique.

De la juvénilité, beaucoup! De la fougue, encore! Un peu de romantisme, beaucoup de souvenirs littéraires. Une âme sensible et anxieuse, un goût plastique, un sens approfondi du rythme. Les pastorales de M. van Doren font songer à Albert Samain. On goûtera avec nous ces quelques strophes que je cueille presque au hasard:

Oh! je voudrais, le soir, aux heures indolentes
Faire un bouquet d'extase et d'ivresse, en mon cœur...
Je voudrais m'en aller le long des routes lentes,
Sans regret, sans espoir, sans amour, sans rancœur...

Dans le calme rêveur des moments nostalgiques,
Je voudrais, loin de tout, revivre les clartés,
Et je dirais alors des hymnes liturgiques,
Et je serais frôlé d'étranges voluptés...

Et je m'enivrerais des langueurs de l'automne...
Je sentirais l'odeur troublante de la mort,
Et j'entendrais là-bas, la plainte monotone
Des arbres dénudés que le vent triste mord.

M. N.

G. Walch. — **Anthologie des poètes français contemporains** (1866 — 1906). — 3 vol. 3.50 le vol. — Paris, Ch. Delagrave.

Monsieur Albert Mockel et, plus récemment M. Saint-Georges de Bouhéliier se lamentaient de ce que les anthologies destinées à initier les adolescents aux beautés de la littérature poétique n'étaient que de désastreuses compilations échafaudées sans choix et sans discernement. La Belgique et le Luxembourg, plus gravement atteints et souffrant d'un Charles-André quadragénaire furent aussi les premiers à se relever : La Belgique adopta dans ses athénées et le Gouvernement grand-ducal recommanda pour les bibliothèques d'élèves l'*Anthologie des poètes lyriques français* de MM. Fonsny et van Dooren ; c'est là, actuellement, le répertoire poétique le plus complet qui soit ; il résume en ses 30000 vers toute la production lyrique française depuis ses origines jusqu'à 1905 ; les plus récents poètes (tels nés en 1885), les poètes étrangers d'expression française, tous y sont représentés.

Si, en France, la poésie lyrique moderne était un peu moins négligée qu'en Belgique et chez nous, la poésie contemporaine n'y était guère plus en honneur. En 1900 une tentative intéressante, mais incomplète, due à MM. van Bever et Paul Léautaud (*Poètes d'aujourd'hui 1880—1900* — Société du Mercure de France) établit pour la première fois un courant entre les poètes et le public. — M. Walch vient de reprendre l'initiative à son compte. Plus complète que l'anthologie de MM. van Bever et Léautaud, qui ne remonte qu'à 1880, moins complète que celle de MM. Fonsny et van Dooren qui partent des origines, l'anthologie de M. Walch ne fait double emploi ni avec l'une, ni avec l'autre. Elle est indispensable à quiconque veut avoir, du prodigieux mouvement poétique contemporain une connaissance, même superficielle. Précédés d'une concise, mais excellente notice bio-bibliographique, les extraits marquants de près de 250 poètes depuis Théophile Gautier jusqu'à M. J.-L. Vaudoyer (né en 1883) sont réunis sur plus de 1600 pages. M. Walch est consciencieux et modeste. Le travail énorme auquel il a dû se livrer nous fait reconnaître en lui un

lettré délicat et un laborieux savant. A part quelques mots d'introduction, et laissant à Sully-Prudhomme le soin de la préface M. Walch, simplement se retranche derrière les auteurs qu'il nous présente et nous laisse savourer le parfum de leurs vers, nous bercer aux mélodies de leurs rythmes, sans nous en gâter l'impression par des notes doctorales et d'inutiles et pédantesques explications.

Toutefois, l'ouvrage de M. Walch pêche par deux défauts contraires: il y a trop et trop peu. Trop de certains auteurs, trop peu de certains autres. Trop de poètes sont cités qui n'en valent pas la peine (nous ne nommons personne), trop sont omis qui comptent parmi les meilleurs. Pourquoi par exemple n'y trouvons-nous rien de Joachim Gasquet, en qui quelques-uns s'apprêtent à saluer bientôt le plus grand poète contemporain? Pourquoi rien de Jean Lorrain, l'auteur parfait de *l'Ombre ardente*? Pourquoi rien de Maurice Pottecher, qui écrivit cet admirable *Chemin du Repos*? Et de Louis Le Cardonnell, le très beau poète catholique, de Saint-Pol-Roux le Magnifique, du chevalier du Plessys? Et Charles Maurras? Et Lionel des Rieux? Et ce fantaisiste Francis de Croisset, et ce nostalgique Jacques d'Adelsward? Et Achille Segard aux poèmes „d'anxieuse beauté“ ainsi que s'exprima Pierre Quillard? Et Marie Kryszynska, qui elle aussi inventa le vers libre? Et Tristan Klingsor? Et Alcanter de Brahm? Et Tancrede de Visan? Et Robert Scheffer? Et les Poètes du Nord avec Gossez et Bocquet, et ceux du Midi, et ceux de Nancy avec René d'Avril et Paul Briquel? Et, pêle-mêle: Ghéon, Degron, F. T. Marinetti, Erlande, Lucien Legouis, Georges Pioch, Abadie, J. Viollis, André Dumas, Edouard Ducôté, Valentin Mandelstam, Gabriel de Lautrec, Lantoin, Camo et d'autres que j'oublie et d'autres encore?

M. Walch a bien mérité du monde des lettres. Quand il nous aura donné un quatrième volume, où se rencontreront les noms que je viens de citer et ceux que j'ai omis à mon tour, il aura dressé à la poésie contemporaine un impérissable monument.

Louons-le de l'effort tenté et du résultat obtenu, et espérons l'achèvement définitif et prochain de son œuvre.

(A noter les autographes fac-simile, véritables portraits graphologiques.)

M. N.

LES REVUES.

Dans **Antée** lire le délicieux conte d'Albert Mockel : *la Princesse Alise d'Avigorre* et les très beaux vers de Fernand Mazade *Le jour de la Toge virile*.

La Belgique artistique et littéraire publie les *Souvenirs d'enfance* de Luca Rizzardi, notations d'une touche très délicate, *la Cluse* de Georges Rens, comédie dramatique d'une donnée très intéressante et une étude magistrale d'Hubert Krains sur Georges Eckhoud.

Dans le **Mercure de France**, la *Revue de la Quinzaine*. —
 Dans **Vers et Prose** (T. VIII.) *Chez nos morts* par Maurice Barrès et la réédition des *Poésies d'André Walter* par André Gide
 Tout *Vers et Prose* est à lire..... M. N.

* * *

La suite de l'étude si remarquable *Le Féminisme opportuniste*, de notre collaboratrice M^{me} Poirier paraîtra dans notre numéro du 21 juin.

L'INDÉPENDANCE LUXEMBOURGEOISE

Journal quotidien, politique et littéraire, absolument indépendant, est l'organe par excellence de tous nos compatriotes soucieux de conserver à la langue française dans le Luxembourg les prérogatives qu'elle y possède.

PRIX DE L'ABONNEMENT :

3 mois **3.75** fr. ; 6 mois **7.50** fr. ; un an **15** fr.

On s'abonne à tous les bureaux de poste et chez l'éditeur M. Jos. BEFFORT, 3, Place d'Armes, Luxembourg. Téléphone 43.

Luxemburger Zeitung

Politische Tageszeitung in deutscher Sprache

Das einzige Blatt des Landes, das in **2 täglichen Ausgaben** erscheint. Berliner u. Pariser Briefe. Telephonische Nachrichten vom Auslande. Litteratur und Kunst.

Abonnementspreis : 3.20 Mk. = 4 Fr. pro Quartal.

Man abonnirt bei den Postämtern u. beim Verlag Em. SCHRELL, Luxembourg.

DIPLOMES DE FRANÇAIS

POUR LES ÉTRANGERS

délivrés par l'ALLIANCE FRANÇAISE après Examens passés à **NANCY** devant les Professeurs de l'Université, 3 fois par an, en mars, juillet et novembre.

Pour tous renseignements écrire à M. LESPINE, Secrétaire Général de l'Alliance française, rue Callot, 7, Nancy (France), ou à M. Tony WENGER, délégué à Luxembourg, 13, boulevard Royal.

ANTÉE

Revue mensuelle de littérature.

Le numéro, 60 centimes ————— L'abonnement, 6 francs l'an

COLLABORATEURS RÉGULIERS

MM. Michel Arnauld, André Gide, Albert Giraud, Laurent Tailhade, Henri Ghéon, Maurice Wilmotte, Remy de Gourmont, Maurice Denis, Jacques-E. Blanche, Jacques Copeau, Lucien Jean, Henri Vandeputte, Joseph Bossi et Eugène Montfort.

ARTHUR HERBERT Ld, éditeurs, Porte Sainte Catherine, BRUGES.

Numéro spécimen envoyé sur commande.

☞ LIRE ☞

Le Mercure de France
Le Semeur
Le Censeur
Vers et Prose



Antée
La Belgique artistique
et littéraire
Le Beffroi.

Zur Lektüre empfohlen :

März
Neue Rundschau



Österreichische Rundschau
Süddeutsche Monatshefte

Die Schaubühne

VIENT DE PARAÎTRE :

LE PRINCE AVRIL

POÈMES par Marcel NOPPENÉY

A Paris, chez VANIER (Messein succ.)
19, QUAI SAINT-MICHEL
Luxembourg, en vente : Librairie
BUCK, Rue du Curé et librairie
KRAUS, Grand'rue.

PRIX 3 fr. 50

VIENT DE PARAÎTRE :

LAFONTAINE NATURALISTE

Etude par M. TRESCH
Professeur à l'Athénée

Un beau vol. in 8° (avec illustrations).
En vente chez Jos. BEFFORT
et dans toutes les librairies.

PRIX : 2 frs.

FLORÉAL

REVUE MENSUELLE D'ART ET DE LITTÉRATURE
MONATSSCHRIFT FÜR KUNST UND LITTERATUR

3, Place d'Armes, Luxembourg

paraît le 21 de chaque mois
sur 64–96 pages

erscheint am 21. jedes Monats
64–96 Seiten stark

Littérature — Poésie — Théâtre — Art
Philosophie — Histoire — Sociologie
Critique — Lettres françaises, allemandes et luxembourgeoises
Bibliographie

La rédaction laisse chaque rédacteur indépendant et seul responsable
de ses articles.

Collaborateurs réguliers: — Regelmässige Mitarbeiter:

MM. Franz Clement — Eugène Forman
Joseph Hansen — Marcel Noppeney — Paul Palgen
Batty Weber — Nicolas Welter

Abonnements	1 an. 1 Jahr.	6 M.	3 M.
Abonnementspreise } }	10 fr.	5 fr.	3 fr.

Pour la publicité on traite à forfait.

FLORÉAL ne publie que de l'inédit.

LES CAVES

DE LA SOCIÉTÉ ANONYME DU CASINO DE LUXEMBOURG

offrent aux connaisseurs

le plus grand choix de Vins

des meilleurs crus

de France, de la Moselle, de la Sarre et du Rhin

à des prix défiant toute concurrence.

SPÉCIALITÉ DE VINS

PROVENANT DES VENTES PUBLIQUES DE TRÈVES

GRANDS CRUS DE BORDEAUX (Mise du Château)

BOURGOGNES — CHAMPAGNES

S'adresser à l'ÉCONOME DU CASINO

ou directement à la COMMISSION DES VINS.

QUELQUES CRUS RECOMMANDÉS:

Médoc 1900.....	la bouteille fr.	1.15
Margaux 1897.....	” ”	2.00
Moulin-à-vent 1900.....	” ”	1.75
Hermitage 1899.....	” ”	3.75
Périnet & fils 1895..	” ”	10.25
en paniers pris à Reims, 7 fr.		
Georges Goulet 1900.....	” ”	11.25
Wormeldange A 1904.....	” ”	1.15
Piesporter 1904.....	” ”	2.10
König Johannberger 1904.....	” ”	3.00

Envoi sur demande du catalogue complet.